

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1939

7 (1.4.1939)

Die
badische
Schule

Die badische Schule

7. Folge

1. April 1939

Jahrg. 6

Herausgegeben von der Gauverwaltung des NSLB. Baden

Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Prof. Michel Fuhs, Karlsruhe, Weltzienstraße 18b. Stellvertreter: Dozent Wilhelm Müller, Karlsruhe, Gebhardstraße 14. Geschäftsstelle der Hauptschriftleitung: Karlsruhe, Sofienstraße 41, Fernruf 3813/14.

Sachbearbeiter für: Die Grund- und Hauptschule: Dozent Wilhelm Müller, Karlsruhe, Gebhardstraße 14; Die Höhere Schule: Lehramtsassessor Werner Lütke, Karlsruhe, Weltzienstraße 25; Die Handelsschule: Handelschuldirektor Dr. Alfred Schweickert, Konstanz, Gebhardplatz 16; Die Gewerbeschule und Höhere techn. Lehranstalten: Gewerbeschulassessor Dipl.-Ing. Erich Maurer, Gaggenau, Gewerbeschule; Leibeserziehung: Hauptlehrer Emil Blum, Karlsruhe, Friedrich-Wolff-Straße 77.

Beiträge und Mitteilungen nur an die Hauptschriftleitung, Karlsruhe, Sofienstraße 41, Fernruf 3813/14. Nach Annahme durch die Hauptschriftleitung gelten die Niederschriften als Eigentum der Zeitschrift. Sie dürfen nur nach Einwilligung der Hauptschriftleitung und bei genauer Quellenangabe nachgedruckt werden. Unverlangten Beiträgen ist Rückporto beizulegen.

Bücher und Zeitschriften zur Besprechung: Geschäftsstelle und Hauptschriftleitung, Karlsruhe, Sofienstraße 41. Für unverlangt eingesandte Bücher kann keinerlei Verpflichtung zur Besprechung übernommen werden.

Mitarbeiter:

Roland Betsch, Ettlingen. Dr. S. Fr. Blunck*, Altpräsident der Reichsschrifttumskammer, Mölenhoff, Post Greben. S. Claudius, M. d. A., Hamburg. Dr. Ludwig Ferdinand Clauß, Ettenheim. Edwin Erich Dwyer, Seeg im Allgäu, Wiefengut Sedwigshof. Richard Euringer, Essen. Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehle, Karlsruhe, Ministerium des Kultus und Unterrichts. Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehle, Heidelberg. Professor Dr. Eugen Fischer, Universität Berlin, Direktor am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, Berlin-Dahlem. Hans Frank, Frankenhorst bei Schwerin. Paul Frank, Ministerialdirektor im Ministerium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe. Dr. phil. Otto Gmelin, Bensberg-Neufrankenforst. Professor Dr. S. Güntert, Universität Heidelberg. Dr. Hans Grimm, Klosterhaus Lippoldsberg (Wefer). Dr. phil. Dr. med. h. c. E. G. Kolbenheyer*, Solln bei München. Ministerialrat S. Kraft, M. d. R., Karlsruhe. Professor Dr. E. Kriedt, Universität Heidelberg. Dr. S. Kuckuck, Eisleben, Gerbstedtstraße 22. Dr. Bernhard Kummer, Eichwalde bei Berlin. Professor W. Lacroix, Heidelberg. Professor Dr. S. Leininger, Karlsruhe. Geheimrat Dr. P. Lenard, Heidelberg. Professor Dr. G. Neckel, Universität Berlin. Uwe Lars Nobbe, Keutlingen. Oberbibliothekar Professor Dr. Wilhelm Oesterling, Karlsruhe. Geheimrat Regierungsrat Professor Dr. Fr. Panzer, Universität Heidelberg. Professor Franz Philipp, Direktor der badischen Hochschule für Musik, Karlsruhe. Professor Dr. K. F. Probst, Karlsruhe. Dozent Dr. S. E. Rahner, Karlsruhe. Universitätsprofessor Dr. P. Schmittanner, Heidelberg, Minister im badischen Kabinett. Dozent Dr. K. Stegmann v. Prigwald, Marburg, Am Plan 2. Will Vesper*, Meißen. Dr. O. Wacker, Minister des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe. Oberregierungsrat M. Walter, Karlsruhe. J. Magnus Wehner*, München. S. Zerkaulen, Dresden.

* Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung.

Inhaltsverzeichnis des Allgemeinen Teils:

Das Großdeutsche Reich. Von Herbert Böhme, München, Aldringenstraße 10	169	Wie die Recken im Turniere Lanzen brachen	181
Völkische Zeitwende. Von Professor W. Lacroix, Heidelberg, Schillerstraße 23	170	Natur und Kultur der Urgebirgslandschaft. / I. Die Naturlandschaft. Von Oberregierungsrat Michael Walter, Karlsruhe, Girischstraße 58	185
Dem unbekanntem Gefreiten des Weltkrieges. Von Karl Richter, Magdeburg, Hansastraße 12	176	Bücher und Schriften	191
Agnes Miegel. / Zum 60. Geburtstag am 9. März 1939. Von Lehramtsassessor Dr. Walter Franke, Freiburg i. Br., Sternwaldstraße 4	177	Aus Sippe und Familie	194
		Aus der Arbeit des Gaues. Mitteilungen des NSLB.	

Druckausführung: Konfordia UG. für Druck und Verlag, Bühl-Baden. Direktor W. Vesper

Die badische Schule

Hauptschriftleiter: Professor Michel Fuhs, Karlsruhe, Welzienstraße 18b

Das Großdeutsche Reich.

Von Herbert Vöhme.

Kaum können wir das Wunder ganz erfassen,
das unsern Tag und unsre Zeit erfüllt,
die Erde, gar zu lang vom Licht verlassen,
blüht auf, vom Frühling wunderbar enthüllt,
ein junger Sturm fegt unsre Herzen rein,
sie liegen feldergleich dem Sämann offen,
der seinen Glauben nun mit heißem Hoffen
streut schweren Schrittes tief in sie hinein.

O Land, wie reich, da schon die Grenzen schwellen,
wird dir der Sommer des Jahrtausends sein,
wenn sich zur Ernte hin die Ähren wellen
und deinen Degen blüht wie Blut der Wein.
O Reich der Deutschen, Traum, zur Tat gewandelt,
so wohlbestellt aus fast erstarrtem Land,
da einer geht, erfüllt von heiligem Brand,
und dem das Volk nach seinem Willen handelt.

O Reich der Deutschen, deine Wünsche reifen,
zu neuem Lichte steigt die Sonne auf.
Gib mir die Kraft, das Wunder zu begreifen.
Ach Zeit, was gilt dein kühngespannter Lauf,
die Ewigkeit kann es allein erfassen,
was Gott gefügt an unsern Fahnenstaff,
daß wir niemehr nun voneinander lassen.

Unzweifelhaft, es sind immer Kräfte des lebendigen Geistes (Ideen), welche die Welt so von Grund aus bewegen. Vorbereitet durch die vergangenen Jahrhunderte, erheben sie sich zu ihrer Zeit, hervorgerufen durch starke und innerlich mächtige Naturen, aus den unerforschten Tiefen des menschlichen Geistes. Es ist ihr Wesen, daß sie die Welt an sich reißen, zu bewältigen suchen." (Kanke.)

Was Kanke als Ideen bezeichnet, ist uns der geistige Ausdruck des rassistischen Volkstums. Wo ein solches eine entscheidende Stufe seiner Entfaltung erreicht, oder wo ein neues rassistisches Volkstum zur Führung gelangt, da „reißt es die Welt an sich“, da vollzieht sich in der ewigen Umgestaltung des Lebens eine neue ertümlische Gestaltung, eine neue Epoche beginnt: Zeitwende ist eingetreten. Und „jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst“.

In der nationalsozialistischen Bewegung hat das deutsche Volk eine entscheidende Stufe seiner Entfaltung erreicht. Zum ersten Male in seiner Geschichte brechen die gestaltenden Kräfte aus der Tiefe des rassistischen Volkstums auf; sie kommen diesmal nicht aus Überfremdung oder aus einer besonderen Volksschicht, sondern unmittelbar aus der Gestaltungsmitte, aus dem „Reich der Mütter“. Damit ist unter der Führung der „mächtigen Natur“ Adolf Hitler für unser Volk Zeitwende eingetreten, und das bedeutet Verlagerung des Lebensschwerpunktes, neuer Gesichtskreis, neue Richtpunkte, neue Leitgedanken, neue Grundauffassung, neues Lebensgefühl, neuer Lebensgehalt: Umwertung aller Werte.

Wenn Nationalsozialismus als bloße politische Revolution aufgefaßt wird, so kann das gegenwärtige Geschehen nicht verstanden werden; in solch engem Gesichtskreis muß alles in Verzerrung sich darstellen; nur im Fernblick der Zeitwende recken sich die Linien aus zu Richtweisern. Daß Nationalsozialismus Zeitwende sei, ist keine Feststellung „objektiver“ Geschichtschreibung. Der Charakter der Zeitwende ist für uns gegeben durch eine höhere Instanz, steht für uns fest durch die Gewißheit unseres Glaubens, unserer Zuversicht, durch den Überschwang unserer Sehnsucht und Hoffnung, und für deren Recht gilt Schillers Ruf: „Wir, wir leben, unser sind die Stunden, und der Lebende hat recht!“

Der Charakter der Zeitwende wird deutlich durch Vergleichung mit einer bedeutenden politischen Revolution, der großen französischen von 1789. Zu diesem Vergleich gibt auch Veranlassung, daß man in Frankreich sich zur Zeit anschickt, den 150. Gedenktag des Ausbruchs jener Umwälzung zu feiern. Das wird mit besonderer grundsätzlicher Betonung geschehen, im Gegensatz zum nationalsozialistischen Deutschland. Denn Frankreich steht heute noch uneingeschränkt auf dem Boden jener Revolutionsgedanken, während für uns die ganze Ideologie der französischen Revolution abgetan ist; sie ist uns „historisch“ geworden.

Die französische Revolution ist aufgetreten mit dem Anspruch einer maßgebenden Weltwende; des zum Zeichen begann sie die Zeitabzählung mit dem Ausbruch der Revolution als dem 1. Jahr der Zeitrechnung. Sie gründete diesen Anspruch auf die Verkündung der „Menschenrechte“, als sei gleichsam damit überhaupt erst das Zeitalter wahren Menschentums angebrochen.

Aber dieser Anspruch besteht zu Unrecht; denn damit tritt kein neuer Leitgedanke auf, ist doch diese Grundlage einfach aus dem nordamerikanischen Freiheitskrieg übernommen, und die grundsätzliche Verkündung der Menschenrechte geschah lange zuvor schon durch das Naturrecht des deutschen Philosophen Christian Wolff; ja, schon das Justinianische Recht stellte mit Betonung den Satz heraus, daß der Mensch von Natur frei sei.

Der tönend angekündigte Versuch einer neuen Erziehung wurde bald aufgegeben, indem der Bearbeiter des neuen Erziehungssystems, Condorcet, zur Guillotine verurteilt wurde. Mit der Verkündung von Menschenrechten kann überhaupt keine Zeitwende eingeleitet werden; denn die Hauptsätze sind leere Redensarten. Mirabeau sträubte sich deshalb in seinem Blick für Wirklichkeit dagegen und sagte: „Nennt es wenigstens nicht Rechte, sagt einfach: im allgemeinen Interesse ist bestimmt worden.“ Später hat Thiers geurteilt, es sei nur schade um die Zeit, die man auf solche pseudophilosophischen Gemeinplätze verschwenden habe. Carlyle gar sprach von „dieser echt papierenen Basis jeder papierenen Konstitution“.

Die französische Revolution ist eine rein politische Umwälzung; sie hat ja auch begonnen als eine Revolte des Adels gegen das absolute Königtum, weil mit der notwendigen Turgotschen Finanzreform die Vorrechte bedroht waren. Der Adel machte in seiner Protestschrift geltend „der König kann uns dieser Vorzüge nicht berauben, welche so alt sind wie die Monarchie, wesentlich zu ihr gehören und früher sind als des Königs eigenes Anrecht auf den Thron, zu welchem sein Vorfahr Capet durch die Stimme des Adels erhoben wurde“. Dem Widerstand des Adels schlossen sich Klerus und Parlamente an; das liberale Bürgertum entriss dem Adel die Führung und wurde selbst für kurze Zeit vom Proletariat überwältigt. Das Ergebnis der mit Leidenschaft und Grausamkeit geführten Kämpfe war der Sieg des liberalen Bürgertums; es hatte künftig die politische Führung. Der beste Teil der späteren Revolutionsergebnisse war schon im Turgotschen Programm von 1776 enthalten. In der Innen- und Außenpolitik tritt nicht ein Gedanke auf, der nicht längst vorher betont gewesen wäre. England hatte schon 1215 in der Magna Charta den fürstlichen Absolutismus überwunden, hatte schon 1693 Pressefreiheit verkündet und schon in den Revolutionen von 1649 und 1689 den Parlamentarismus durchgesetzt. Die englische Pressefreiheit sah allerdings so aus, daß noch 1812 die Brüder Junot ein Jahr Gefängnis erhielten, weil in ihrer Zeitung gestanden hatte, die Morning-Post übertreibe, wenn sie den Prinzen von Wales einen Adonis nenne. In Frankreich selbst war die Leibeigenschaft schon vor 1789 auf den königlichen Gütern aufgehoben worden; seit 1787 besaßen die französischen Gemeinden weitgehendes Selbstverwaltungsrecht. Ein allgemeines Stimmrecht brachte das Jahr 1789 nur für kurze Zeit, aber nie ein unmittelbares. Das allgemeine, unmittelbare Stimmrecht ist erst durch Bismarck in den Verfassungen des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches aufgetreten. Ein Frauenstimmrecht gab die Revolution überhaupt nicht, und die Beschlüsse der einstigen Nationalversammlung über Abschaffung der Sklaverei und des Negerhandels wurden wieder aufgehoben, wie ja auch die Amerikaner gar nicht daran dachten, den Indianern und Negern die allgemeinen Menschenrechte zuzugestehen.

Die gesetzliche allgemeine Abschaffung der Leibeigenschaft war eine soziale Tat; aber sozialistisch war sie nicht; denn an Stelle der alten sozialen Ordnung trat nicht Sozialismus, sondern schrankenloser Individualismus, dem Leitgedanken der vorangehenden Jahrhunderte entsprechend. Darüber urteilte Treitschke: „Die Herrschaft Rothschilds in Frankreich heute ist so abscheulich, daß man nicht weiß, ob die Zeit vor der französischen Revolution nicht besser gewesen ist.“

Die Außenpolitik nach 1789 blieb dieselbe wie vor 1789. Seit Richelieu wird grundsätzlich die Rheingrenze gefordert, von der Gironde und Danton mit höchstem Nachdruck.

Troysen urteilt: „Die französische Revolution ist doch nur eine Betätigung eben derjenigen Gedanken, eben derjenigen Bildung, die seit einem Jahrhundert Frankreich erarbeitet hatte.“

Mit diesen Feststellungen ist der französischen Revolution nichts von ihrer politischen Bedeutung abgesprochen; aber es ist erkannt, daß sie nicht den Charakter der Zeitwende hat, denn die ganze Umwälzung vollzieht sich in derselben Richtung, die seit zwei Jahrhunderten eingeschlagen war; eine Wende mit neuem Gesichtskreis, neuen Richtgedanken, mit einer Umwertung aller Werte hat nicht stattgefunden.

Wohl aber hatte sich in der abendländischen Geschichte früher schon zweimal Zeitenwende vollzogen: beim Übergang von der Antike zum frühen Mittelalter und dann bei der Wende vom späten Mittelalter zur Neuzeit.

Der Lebensschwerpunkt lag für die frühe Antike in der griechischen und römischen Republik in diesem irdischen Dasein. Wie sich von selbst versteht, hatte auch die Antike ihre Jenseitsvorstellungen; denn es ist dem Menschen die unumstößliche Gewißheit eingeboren, daß in der „Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Geistes ewiger Unterhaltung“ Geburt und Tod zwar besonders einschneidende Umgestaltungen des Lebens sind, aber weder Entstehung aus dem Nichts, noch Verdunsten ins Nichts bedeuten.

Es macht aber für die ganze Lebensauffassung einen wesentlichen Unterschied aus, ob dies irdische Dasein seine Bewertungen, seine Maßstäbe aus sich selbst zieht, oder aus dem Jenseits.

Die altgriechische Jugend ist in der Welt Homers erzogen worden, so wie die römische Jugend mit dem Zwölfstafelgesetz, die protestantische Jugend der Neuzeit mit der Bibel, die katholische Jugend mit der Legende und dem Dogma aufwuchs, und wie die kommende Jugend mit dem Mythos von Blut und Boden in der Volksverbundenheit erzogen wird.

Die Welt Homers aber war reine Diesseitigkeit. Wie sehr, das bezeugt unter anderem jener Auftritt aus dem 11. Gesang der Odyssee, wo Odysseus durch Blutbann die Schatten der Toten herbeizwingt. Es erscheint auch der Schatten des einst so strahlenden Helden Achilleus, für Odysseus, der selber in Not und Verzweiflung verstrickt ist, so erbarmungswürdig, daß er den Achilleus trösten möchte; doch dieser bricht aus: „Preise mir jetzt nicht tröstend den Tod, ruhmvoller Odysseus! Lieber möchte ich fürwahr dem unbegüterten Meier, der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld bauen, als die ganze Schar vermoderter Toten beherrschen.“ Lieber Tagelöhner auf Erden, als König im Jenseits! Als er noch lebte, hatte er bekannt: „Nichts sind gegen das Leben die Schätze mir.“

Odysseus wartet noch auf andere Schatten: „Theseus und seinen Freund Peirithoos, Söhne der Götter; aber es sammeln sich unzählige Scharen von Geistern mit grauenvollem Getös, und bleiches Entsetzen ergriff mich... floh ich eilend von dannen zum Schiffe, befahl den Gefährten hurtig zu steigen ins Schiff... also durchschifften wir die Flut des

Oceanstromes, erst vom Ruder getrieben, und drauf vom günstigen Winde.“

So wirft der Grieche wohl einmal einen Blick ins Jenseits, wendet sich aber eilig mit Grauen, um mit vollen Segeln ins ungewisse, gefährliche Meer des Diesseits zu fahren.

Solon nennt dem Kroisos den Athener Tellos als den Glückseligsten unter den Menschen; denn „dieser Tellos hatte bei einem glückseligen Zustande der Stadt schöne und tugendhafte Söhne, und von ihnen insgesamt sah er wieder Kinder, die alle am Leben blieben. Er erlangte das rühmlichste Ende des Lebens. Denn als die Athener mit ihren Nachbarn bei Eleusis kämpften, kam er ihnen zu Hilfe, brachte die Feinde zum Weichen und starb alsdann auf die schönste Weise. Die Athener begruben ihn an dem Orte, wo er geblieben war, auf gemeinsame Kosten und erwiesen ihm große Ehre“. Die Forderung des Tages erfüllen, macht ein volles Leben aus.

Der Jugend wird als Losung eingepreßt: „Immer der erste zu sein und vorzustreben den andern.“ Das stimmt überein mit dem Rufe Virgils: „Alles übertrifft die Vaterlandsliebe und die unbegrenzte Ruhmesbegier.“ Hierin grüßen sich über Jahrhunderte hinweg antiker und germanischer Geist, wenn es in der Edda heißt: „Eines weiß ich, das ewig währt, des Toten Tatenruhm.“

Noch auf einer Grabinschrift aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., wo sich schon die Zeitenwende angebahnt hatte, schrieb man auf eine Grabstelle: „Lebe! Denn Süßeres ist uns Sterblichen nimmer beschieden als dies Leben im Licht.“

Platon, der ganz erfüllt ist von Jenseitsvorstellungen, legt doch seinem ihm vorbildlichen Lehrer Sokrates ein Gebet in den Mund, worin lediglich um Diesseitiges gebeten wird: „Geliebter Pan und ihr anderen Götter hier um uns, gebt mir, daß ich schön werde in der Seele, und daß alles, was mir zukommt, zu meiner Seele freundlich strebe! Gebt mir, daß ich den Weisen für reich halte, und vom Golde sei mir stets nur so viel wie der Mäßige bedarf. Soll ich noch mehr sagen, Phaidros? Ich habe um alles gebeten, was ich brauche.“

Die Diesseitigkeit der Antike ist nicht oberflächlicher Optimismus, noch entmutigter Verzicht. Der Lebensmut der Griechen hob sich vor einem dunklen Hintergrund ab: Nicht geboren sein galt dem Weisen als das Beste; frühe sterben aber als das Zweitbeste.

Der Orient war der Hoffnungslosigkeit verfallen. Im altbabylonischen Gilgamesch-Epos spricht die Schenkin zu dem Helden: „Gilgamesch, wohin eilst du? Das Leben, das du suchst, findest du doch nicht. Als die Götter die Menschen schufen, setzten sie den Tod ein für die Menschheit, das Leben behielten sie in ihrer Hand. Du, Gilgamesch, fülle deinen Leib, Tag und Nacht sei vergnügt, täglich mache ein Freudenfest. Tag und Nacht tanz' und vergnüge dich, rein seien deine Kleider, dein Haupt sei gewaschen, in Wasser gebadet; schau froh das Kind an, das deine Hand erfaßt, das Weib freue sich in deinen Armen.“

Dem Griechen gewährte die Diesseitigkeit nicht Ersatz für vergebliches Streben, sondern ein voll erfülltes Leben.

Diese betonte Diesseitigkeit wandelte sich mit dem Wandel im Volkstum: im frühen Mittelalter ist der Lebensschwerpunkt aus dem Diesseits herausgerissen und völlig ins Jenseits geworfen. Mit dieser Verlagerung des Schwerpunktes war Zeitenwende eingetreten.

Über den Wandel des Volkstums sagt Mommsen: „Das unmittelbare Resultat dieser vollständigen Revolution in den Nationalitätsverhältnissen war allerdings nichts weniger als erfreulich. Italien wimmelte von Griechen, Syrern, Phöni-

fern, Juden, Ägyptern, die Provinzen von Römern; die scharf ausgeprägten Volkstümligkeiten rieben sich überall aneinander und verschliffen sich zusehends; es schien nichts übrig bleiben zu sollen als der allgemeine Charakter der Vernutzung. Was das lateinische Wesen an Ausdehnung gewann, verlor es an Frische... Diese nationale Dekomposition ist unerquicklich wie die ganze Zeit." Das Rassenchaos bricht herein.

Das Bild von der Schwerpunktsverlagerung stammt aus dem leiblichen Erlebnis. Wenn wir längere Zeit in der Beugehaltung arbeiten, so ergibt sich mit dieser Verlagerung des Schwerpunktes zuletzt ein anderes Daseinsgefühl: Blutlauf, Atmung, Muskelspannung, Sinnesempfindungen sind verändert; wie sehr, das empfindet man beim befreienden Sich-aufrecken.

Serder erkennt in der Schwerpunktsverlagerung die Menschwerdung: „Rücket diesen Punkt anders, und die ganze Formung wird schön und edel. Gedankenvoll tritt die Stirn hervor, und der Schädel wölbt sich mit erhabener, ruhiger Würde; die breite Tiernase zieht sich zusammen und organisiert sich höher und feiner; der zurückgetretene Mund kann schöner bedeckt werden, und so formt sich die Lücke des Menschen, die der flügste Affe entbehret. Nun tritt das Kinn herab, um ein gerade herabgesenktes schönes Oval zu ründen; sanft geht die Wange hinan; das Auge blickt unter der hervorragenden Stirn wie aus einem heiligen Gedankentempel. Und wodurch dies alles? Durch die Formung des Kopfes zur aufrechten Gestalt... Blick also auf den Himmel, o Mensch, und erfreue dich schauernd deines unermesslichen Vorzugs, den der Schöpfer der Welt an ein so einfaches Prinzip, deine aufrechte Gestalt, knüpfte. Gingest du wie ein Tier gebückt, wäre dein Haupt in eben der gefährlichen Richtung für Mund und Nase geformt und darnach dein Gliederbau geordnet, wo bliebe deine höhere Geisteskraft, das Bild der Gottheit, unsichtbar in dich gesenket?“

Im frühen Mittelalter lag der Schwerpunkt im Jenseits; damit war das Diesseits entwertet; es hatte an sich überhaupt keinen Wert, war nur insofern von Bedeutung, als es Vorstufe und Vorbereitung für das jenseitige Leben abgab. Über ihm schwebt als Leitgedanke das Wort aus 1. Joh., 2, 15 und 16: „Wollet die Welt nicht lieb haben, noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm. Alles, was in der Welt ist, ist Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Leben.“ Die Umwertung der Werte, die damit verbunden ist, wird besonders deutlich an grundlegenden Lebensverhältnissen wie Staat, Familie, Leibesleben.

Für den antiken Menschen gab es kein privatisiertes Leben; ein solches war ihm unvorstellbar; er lebte als Staatsbürger. Die vorhin angeführte Erzählung Herodots über den Athener Tellos gibt eine Vorstellung von der Werthaltung des Lebens in und für die Polis. Bei den Römern genoss der Staat kultische Verehrung; die höchsten Staatsbeamten besaßen sakralen Charakter; die Religion selbst war eine staatliche Einrichtung.

Die Zeitwende wandelte diese Wertschätzung des Staates ins Gegenteil. Chrysostomus sagt: „Die Sünde hat diese Art der Herrschaft notwendig gemacht.“ Pelagius urteilt: „Nur die Gottlosen haben im Anfang der Welt ein weltliches Regiment erhalten, weshalb vor der Sintflut der erste Herr unter den Menschen Kain gewesen ist. Nach der Sintflut aber stammten diejenigen, welche zuerst ein weltliches Regiment erhielten, von dem verfluchten Geschlechte Hams.“ Statt Hochschätzung Mißachtung, im besten Falle Gleichgültigkeit wie bei Augustin: „Was liegt daran, unter wessen Herrschaft der Sterbliche lebt, wenn die Regierenden ihn nur nicht zur Gottlosigkeit

und Ungerechtigkeit zwingen.“ Der Apologet Felix erklärt rundweg: „Nichts ist uns gleichgültiger als der Staat.“ Zusammengefaßt findet sich diese Haltung dem Staat gegenüber bei Orosius, dem Schüler Augustins: „Was kümmert es uns, wenn die Barbaren die Grenzen des Reiches überfluten? Hat das nicht den Vorteil, daß im Osten und Westen die Kirchen sich füllen mit Hunnen, Sueven, Vandalen, Burgundern und zahllosen Gläubigen anderer Nationalitäten? Ist das nicht geradezu als eine Gnade der göttlichen Vorsehung zu preisen? Denn wie hätten diese Völker sonst zur Bekanntschaft mit dem wahren Glauben gelangen können? Daß dabei der Staat zu Schaden kommt, kann uns, die wir nur nach dem ewigen Leben verlangen, vollkommen gleichgültig sein.“

Dem Griechen tritt die Familie hinter den Staat; von der Polis aus organisiert er. Die Spartaner verlegten die Gemeinschaft aus der Familie in die Kaserne, und Platon hat in seinem Idealstaat für die führende Schicht die Familie aufgehoben. Aber der Römer baute den Staat auf der Familie auf. Die römische Familie war durch die fast unumschränkte Stellung des Familienvaters eine unerschütterliche Einheit. Die im Gesetz schrankenlose Gewalt des Vaters ist vor Mißbrauch durch die strenge Sitte bewahrt. Das Beispiel des älteren Cato zeigt, wie entschieden die Macht des Hausvaters als Verpflichtung ausgeübt wurde; dieser harte, nüchterne, spartanische Polterer ist von rührender Zartheit gegen Frau und Söhne. Davon hat Plutarch ein ansprechendes Bild gezeichnet. Die vor dem Gesetz fast rechtlose Mutter wird im Hause als Herrin geehrt. Die Würde der Matrona ist in der Mutter der Gracchen, im Weib des Brutus für alle Zeiten aufs Piedestal erhoben. Innerhalb des Hauses ist die Frau nicht Dienerin, sondern Herrin, Domina“, berichtet Mommsen. Chamberlain urteilt: „Die römische Familie ist eine der herrlichsten Errungenschaften des Menschengenies, einer jener Gipfel, der nicht zweimal erklimmen werden kann, zu dem noch die fernsten Jahrhunderte hinausblicken werden voll Bewunderung, zugleich auch, um sicher zu sein, daß sie selber nicht zu weit von der Wahrheit abirren.“ Diese hohe Wertschätzung wird bestätigt durch das Zeugnis des Griechen Polybios, der tief erschüttert war von dem Erlebnis des römischen Begräbnisses, wobei die Heiligkeit der Familie in eindrucksvollen Zeremonien sich darstellte.

Das frühe Mittelalter mit seiner Weltverneinung hat auch hier umgewertet. Das ehelose Leben galt als das höhere. Bei Tertullian, Hieronymus, Origenes finden sich kaum wiederzugebende Auslassungen über Weib und Ehe mit Berufung auf Ev. Matth. 19, 12; 1. Kor. 7; Offenb. Joh. 14, 4. Als der Mönch Jovinian behauptete, daß Ehelosigkeit nicht verdienstvoller sei als Ehe, wurde er auf zwei Synoden (in Rom und Mailand) dafür aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen. Heinrich von Eicken meint: „Die Kirche hatte die Ehe nur deshalb zu einem Sakrament erhoben, um den vermeintlich sündhaften Charakter der fleischlichen Vermischung zu löschen.“

In diesem Verhältnis besonders zeigt sich der Charakter des Mittelalters deutlich in seiner Zwiespältigkeit zwischen Weltverneinung und Weltbejahung, der dem ganzen irdischen Leben den bitteren Geschmack der Sündhaftigkeit einimpfte.

Cassian erzählt von Mutius, der seinen Reichtum verließ und mit seinem achtjährigen Knaben ins Kloster ging. „Er hatte bereits vergessen, daß er reich war; er mußte nun vergessen, daß er Vater war.“ Das Kind wird in Lumpen gekleidet und übel behandelt; er sah, wie es dahinschwand; aber so groß war seine Liebe zu Christus, die Tugend des Gehorsams, daß das Vaterherz unbewegt blieb. Er dachte wenig an die

Tränen seines Kindes; er war einzig um seine eigene Demut und Vollkommenheit bekümmert". Er soll das Kind in den Fluß werfen. Ohne Murren oder sichtbaren Schmerz will er es ausführen; aber die Mönche verhindern es im letzten Augenblick.

Das stimmt überein mit dem Rat, den der hl. Hieronymus in einem Briefe erteilt: „Mag Dir auch Dein kleiner Neffe am Hals hängen, mag auch Deine Mutter mit aufgelösten Haaren und zerrissenen Kleidern Dich an ihre Mutterliebe erinnern, mit der sie Dich gepflegt, mag sogar Dein Vater, auf der Schwelle liegend, Dich beschwören: schreite mutig über den Vater weg, eile trockenen Auges zur Fahne Christi!“

Die hl. Paula wird gepriesen, weil sie sich trockenen Auges von ihren Kindern trennte; sie überwand die Liebe zu ihnen durch ihre Liebe zu Gott; sie hörte auf, sich als Mutter zu fühlen.

Die hl. Elisabeth sagt von sich selbst: „Gott ist mein Zeuge, selbst die geliebten, meinem Schoß entsprossenen Kleinen, die ich so zärtlich umfaste, betrachte ich jetzt wie Fremde.“ Über ihre Mildherzigkeit gegen fremde Kinder wird erzählt: „Erkenne hieran, wie die Gnade über die Natur triumphiert und diese in herrlicher Weise überwältigt. Siehst du nicht, wie sie, der Gnade voll, fremde Kinder um Gottes willen umfängt und die aus ihrem eigenen Schoße geborenen von sich weist und vergißt?“

Das ist die Umwertung der altrömischen Einschätzung der Familie.

Ähnlich wird das leibliche Leben überhaupt umgewertet. Die Antike trieb einen wahren Kult mit der Kraft und Schönheit des Leibes. Die griechische Plastik ist ein einziger Hockgesang auf den Leib. Aber dem frühen Mittelalter gilt der Leib nur noch als Gefängnis für die Seele. „Je mehr der Leib grünt und blüht, um so mehr muß die Seele verdorren; je mehr dagegen der Leib verdorrt, um so stärker wird die Seele grünen und zunehmen“, sagt der Abt Daniel. Der asketische hl. Bernhard von Clairvaux mahnt: „Wenn der Mensch sich über die Schönheit des Körpers erfreut, wird sein Herz von der Liebe des Schöpfers entfernt. Je mehr wir uns an der Bildung des Körpers ergötzen, desto mehr scheiden wir uns von der übersinnlichen Liebe.“ Ricardus Hampole erklärt kurzerhand: „Die Schönheit des Fleisches ist der Schleier des Lasters, der Jünder des Verderbens.“ Basilius der Große fordert „ein trauriges und zur Erde gerichtetes Auge, einen vernachlässigten Anzug, ein ungeordnetes Haar und ein schmutziges Kleid“.

Odo von Cluny kam sich nicht genug tun in Verächtlichmachung des Leibes: „Die Schönheit des Körpers besteht in der Haut allein. Denn, wenn die Menschen sähen, was unter der Haut ist, würden sie sich vor dem Anblick der Frauen ekeln. Jene Anmut besteht aus Schleim und Blut, aus Feuchtigkeit und Galle. Wenn jemand bedenkt, was in den Nasenlöchern und was in der Kehle und was im Bauch alles verborgen ist, dann wird er stets Unrat finden. Und wenn wir selbst nicht mit den fingerspitzigen Schleim oder Dreck anrühren können, wie können wir dann wünschen, den Dreckbeutel selbst zu umarmen.“

Augustin sucht die Sünde vornehmlich in der geschlechtlichen Sphäre; er rückt geradezu dem Leben selbst zu Leibe, wenn er die Meinung vertritt, „daß die Zeugungslust Sünde sei, und daß die Erbsünde sich eben aus der Zeugung als Fortpflanzung einer natura vitiosa erkläre“.

Im Hochmittelalter schreibt Papst Innocenz III.: „Der Mensch, gemacht aus schmutzigstem Samen, empfangen im Kizel des Fleisches, genährt mit Monatsblut, das so verächtlich und

unrein sein soll, daß bei seiner Berührung die Früchte nicht gedeihen und die Pflanzungen verdorren, und wenn die Hunde davon fressen, so verfallen sie in Tollwut.“

Am Südportal des Wormser Domes steht das Steinbild der Frau Welt: eine schöne Frau mit verführerischem Lächeln; aber auf der Rückseite wird sie von abscheulichem Ungeziefer angegriffen.

Der heilige Augustin, wohl der mächtigste Präger mittelalterlichen Geistes, faßt die Umwertung aller Lebensverhältnisse in dem bündigen Ausspruch zusammen: „Die Tugenden der Heiden sind für uns glänzende Laster.“

Umfassender und gründlicher kann man nicht umwerten.

Mit dem führenden Eintritt der Germanen in die Geschichte bahnt sich eine neue Zeitwende an. Die aufs höchste gespannte kirchliche Bevormundung auf geistigem und politischem Gebiete widerstreitet dem Lebensgesetz dieser Rasse, und jede lebenskräftige Rasse folgt unwillkürlich dem Rufe Goethes: „Was euch nicht angehört, müßet ihr meiden; was euch das Innere stört, dürft ihr nicht leiden!“ Und so begann ein alle Kräfte anspannender Befreiungskampf gegen die kirchliche Bevormundung, in welcher die mittelalterliche Weltanschauung sich zusammenrafft. Wie unbedingt diese Autorität auftrat, erhellt aus dem Ausspruch des heiligen Augustin: „Ich würde dem Evangelium keinen Glauben schenken, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche dazu bewegte.“

Ein Wessel war es, der Friesen Johann Wessel, der um 1470 den Satz des Augustin umkehrte: „Um Gottes willen glauben wir dem Evangelium und um des Evangeliums willen der Kirche und dem Papst, nicht aber dem Evangelium um der Kirche willen.“

Der tragische Untergang des sächsischen Grafen Gottschalk ist beispielhaft für den aufwühlenden Verzweiflungskampf in der germanischen Seele. Wie sehr diese Rasse sich sträubte gegen die Verlagerung des Lebensschwerpunktes ins Jenseits, ist dadurch bezeugt, daß der Papst Gregor der Große um 600 den Missionaren in jenem bekannnten Briefe den schlangenförmigen Rat glaubte geben zu müssen, die Glaubensboten sollten das germanische Heidentum durch christliche Umdeutung nutzbar und untertan machen. Noch gegen 1200 war dies so wenig gelungen, daß die gewaltigste Dichtung des deutschen Mittelalters, das Nibelungenlied, keine Spur von Weltflucht zeigt und nur wenige, ganz äußerliche Andeutungen von Christentum; die Menschen des Nibelungenliedes sind innerlich ganz unberührt vom mittelalterlichen Christentum. Germanisches Christentum hat dem Mönchtum einen andern Gehalt gegeben. Der Einsiedler taucht zwar immer wieder auf; aber das germanische Mönchtum wendet sich tätig der Welt zu, verkommt nicht in inhaltloser Weltflucht wie das morgenländische, das sich zu Zehntausenden in den Städten aufhäufte, das in seinem leeren Fanatismus eine Gypatia bestialisch ermordete und bloß noch taugte, um auf den frühen Synoden mit Knüppeln dem gewünschten Dogma zur Mehrheit zu verhelfen.

In diesem Befreiungskampf vollzieht sich die Zeitwende dergestalt, daß der gänzlich ins Jenseits verlagert gewesene Schwerpunkt zurückgeholt wird wieder ins Diesseits. Damit wiederholt sich aber nicht antike Wertordnung; denn der Schwerpunkt kam im Diesseits an eine andere Stelle. Für die Antike lag er nach der Lehre der Stoa in der Übereinstimmung des Lebens mit den Gesetzen der Natur, was gleichbedeutend war mit den Gesetzen der Vernunft. Die Übergewalt des germanischen Befreiungskampfes führte zu der überschwenglichen Einseitigkeit — ohne solchen Überschwang

wird nie Entscheidendes vollbracht —, den Schwerpunkt ganz ins Individuum zu verlagern. Dies bahnt sich an in der deutschen Mystik des 14. Jahrhunderts, wird deutlich in Humanismus, Renaissance und Reformation.

Der Mystiker Eckhart gibt den Rat, der Mensch solle „got uzer sich selber niht ensuoche.“

für Petrarca, den Vater des Humanismus, ist das eigene Ich der einzig würdige Gegenstand unseres Nachdenkens.

Der Humanist Pico von Mirandola hat um 1480 in seiner Schrift „Von der Würde des Menschen“ die Wende geradezu programmatisch verkündet: „Gott sprach zu Adam: Keinen bestimmten Sitz, keine eigentliche Gestalt, kein besonderes Erbe haben wir dir, Adam, verliehen... Alle andern Wesen in der Schöpfung haben wir bestimmten Gesetzen unterworfen. Du allein bist nirgends beengt und kannst dir nehmen und erwählen, das zu sein, was du nach deinem Willen zu sein beschließt. In die Mitte der Welt habe ich dich gestellt, damit du frei nach allen Seiten Umschau zu halten vermögest und erspähest, wo es dir behage. Nicht himmlisch, nicht irdisch, nicht sterblich und auch nicht unsterblich haben wir dich erschaffen. Denn du selbst sollst nach deinem Willen und zu deiner Ehre dein eigener Werkmeister und Bildner sein und dich aus dem Stoffe, der dir zusagt, formen. So steht es dir frei, auf die unterste Stufe der Tierheit herabzusinken; doch kannst du dich auch erheben zu den höchsten Sphären der Gottheit. Gibt es überhaupt etwas, was größere Bewunderung hervorrufen könnte?“

Damit beginnt ein wahrer Kult der Persönlichkeit, derjenigen Gestaltung, worin sich das Individuum ganz auf sich selbst stellt, aus eigenen Kräften sich zu vollenden sucht als ein Kunstwerk. Tausend Jahre zuvor hatte Augustin ausgerufen: „Nicht will ich sein in mir und nur in dir noch leben!“ Ihm wäre das Wort des Pico eine greuliche Gotteslästerung gewesen.

Die nackte Schönheit des menschlichen Leibes triumphiert wieder, sogar auf kirchlichen Bildern der Renaissance. Dem Staat wird wieder ein Höchstwert zuerkannt: „Wo es sich handelt um das Wohl des Vaterlandes überhaupt, darf kein Erwägen sein, ob etwas gerecht oder ungerecht, mild oder grausam, löblich oder schimpflich ist, sondern jede andere Rücksicht wegschiebend, muß man durchaus dem Entschlusse folgen, der ihm das Leben rettet und die Freiheit erhält.“ (Machiavelli.) Die Kreuzzugspolitik des Mittelalters ist so sehr aufgegeben, daß ein Nachfolger Ludwigs des Heiligen sich mit dem Sultan gegen Christen verbündet.

Nun festigten sich auch die individuellen Staaten. Das deutsche Kaisertum war im Kampf gegen die universalistische Papstmacht erlegen; aber abseits hatten sich inzwischen Frankreich, England, Spanien zu nationalen Staaten verdichtet. Auf religiösem Gebiet verkündete Luther die Freiheit des Christenmenschen, als Eigener unmittelbar vor Gott zu stehen: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandes Untertan.“ Mit dem folgenden Satz weist Luther allerdings weit voraus über die Zeit des überbetonten Individualismus hinaus: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermanns Untertan.“

Hans von Schubert beschreibt die erfolgte Umwertung: „Das Dogma nicht mehr ein juristisch bindendes Lehrgesetz, sondern ein Herzensbekenntnis der Gemeinde von dem Glauben an die Gnade, der in ihr lebt; die Askese kein selbstquälerisches und selbstgerechtes Vollkommenheitsstreben zur Er-tötung unserer Sinnlichkeit, sondern sittliche Selbstzucht bis in die feinsten Fragen der Wahrhaftigkeit und Liebe im täglichen Beruf; der Kultus kein magischer Apparat, sondern

Auferbauung im Geist; die Verfassung keine Gottesordnung, sondern die zeitgeschichtliche Form, in der das ewige Wort von Christus der Gemeinde und den einzelnen gesendet wird... Kirche in dem bisherigen Sinne als die sichtbare über den Menschen zwischen Himmel und Erde schwebende allmächtige Lebensbeherrscherin verschwindet; sie wird ein Gegenstand des Glaubens, nicht des Schauens, die unsichtbare Gemeinschaft derer, die für Gott gewonnen sind; das ganze Christentum eine stillere, einfachere Größe, Geist und Innerlichkeit.“

Der Atomismus der neuen Naturwissenschaft ist der Individualismus auf diesem Forschungsgebiet. Die großen Erfolge dieser wissenschaftlichen Methode ließen sie sich zu einer atomistisch mechanistischen Weltanschauung aufblähen. Damit begann die Hybris des Individualismus, die selbst Volk auffasste als „Summe seiner Addenden“; die den Staat auf Nachwächterdienst einschränkte, die den ungehemmten Egoismus als sichersten Regulator der Volkswirtschaft betrachtete, die die Kunst als subjektivistischen Expressionismus explo-dieren und zuletzt im Dadaismus versimpeln ließ. Noch Hegel schätzte den Staat als „die Wirklichkeit der sittlichen Idee“. Aber der anarchisch entartete Individualismus ließ einen Ibsen ausrufen: „Der Staat ist der Fluch des Individuums.“

Diese Hybris wälzte sich seit Deutschlands Niederbruch im Dreißigjährigen Kriege als geistige Überschwemmung über unser Volk, wogegen die Wahrer eines fruchtbaren rassistisch-völkischen Individualismus, die Paracelsus, Kepler, Leibniz, Goethe nicht aufkamen. Es bedurfte der furchtbaren Not des Weltkrieges und der Schmachnot der Nachkriegszeit um die rettende völkische Zeitwende heraufzuführen.

Zeitwende wird von den Zeitgenossen als Weltgericht erlebt. Ein Teil der Menschen findet zur Wende nicht die nötige Spannkraft; ihnen erscheint die Umwertung als Entwertung, womit sie ihr Leben zur Sinnlosigkeit verdammt fühlen. Sinnloses Leben kann der Mensch nicht ertragen; Sinnlosigkeit läßt ihn zu Asche verbrennen. Wir können die gewaltige Erschütterung, die die Seelen beim Übergang zur Neuzeit erfasste, wohl nachleben. Damals wandelte sich durch Kopernikus und Bruno das kosmische Weltbild, mit dem der Wertkosmos anschaulich verbunden war: Die Erde im Mittelpunkt, darüber der Himmel mit dem Thron Gottes, darunter das Teufelsreich der Hölle. Diese Erde galt als der Schauplatz der Weltragödie zwischen Sündenfall und Weltgericht.

Kopernikus hatte die Erde aus dem Mittelpunkt gerückt; nun kam aber noch Bruno, durchstieß die blaue Himmelsdecke und erklärte den Raum für unendlich und die Erde für ein Stäubchen im Weltall. Damit stürzte der Wertkosmos ein; denn wo waren nun Himmel und Hölle? Wo wohnte Gott? Und sollte das Erdstäubchen Träger des Gottesplanes sein? Wenn doch der Kosmos voll Leben ist, hat Gott seinen Sohn nur auf dieses Erdenkörnchen gesandt? Es war vielen Menschen, als ob ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen würde und sie ins endlose Nichts hinabstürzten. Das Grauen der Sinnlosigkeit drohte sie zu umkrallen. Ein Giordano Bruno aber stürzt sich, wie seine Hymnen zeigen, mit jauchzendem Lebensmut in diese Unendlichkeit, fühlt sich gehoben vom all-durchflutenden Lebensstrom; für ihn erfüllt sich erst jetzt der Sinn des Lebens.

Ähnlich kennen wir aus der Wende der Antike erschütternde Klagen über das Schwinden einer Welt bis zum Wiederbelebungsversuch des Julian, und auf seiten der Neugläubigen das jubelnde, martyrerhafte Eintauchen in jene Seligkeit, die mit der Verlagerung des Schwerpunktes ins Jenseits für sie sich eröffnete.

Zeute erleben wir mit dem nationalsozialistischen Durchbruch Zeitwende. Wenn dem so ist, müssen die entscheidenden Merkmale zutreffen: Verlagerung des Schwerpunktes, Umwertung aller Werte, neu erfülltes Lebensgefühl.

Dies nachzuprüfen, bedürfen wir nicht der geschichtlichen Erinnerung; hierfür haben wir das Zeugnis des eigenen Erlebens. Der Nationalsozialismus verlagert den Lebensschwerpunkt aus der einzelnen Persönlichkeit hinaus in die Volksgemeinschaft. Es ist tief erlebt in den Nöten der Kriegs- und Nachkriegszeit, daß es den vom Individualismus angenommenen selbständigen Einzelmenschen in der Wirklichkeit gar nicht geben kann. Die autonome, sich aus eigenen Kräften im eigenen Bereich entfaltende Persönlichkeit ist eine Fiktion. Der Mensch kommt zu der ihm möglichen Reife nur als Glied der Volksgemeinschaft. Der einzelne besitzt eine verhältnismäßige, aber keine unbedingte Selbständigkeit. Dagegen ist die Volksgemeinschaft die einzige selbstgenügsame Gemeinschaft, die alle Entfaltungsbedingungen, alle Bildungsgüter selbsttätig aus sich heraus erzeugt; sie ist für den einzelnen der tragende Lebensgrund, der überwölbende Lebensbereich und die richtende Schicksalsgemeinschaft.

Alle Maßstäbe stammen aus diesem Gemeinschaftsleben, und damit vollzieht sich allmählich, aber unaufhaltsam eine gründliche Umwertung der Werte auf allen Lebensgebieten.

Der Staat ist kein Vertragsergebnis mehr, auch nicht Ziel der Politik. Zweck und Ziel aller politischen Bemühungen ist der Bestand und die Leistungsfähigkeit des Volkes. Der Staat ist keine Versicherung auf Gegenseitigkeit, sondern die Ermöglichung des Weltauftrags der Volksgemeinschaft, zu welchem Auftrag das rassische Gewissen verpflichtet.

Damit wird der Staat zum Erzieherstaat, zur Zusammenfassung und Wegrichtung aller Volkskräfte im Dienste des geschichtlichen Weltauftrags.

Dieser Staat wird nicht mehr geführt durch Mehrheitsbeschlüsse; solch demokratischer Versuch ist der Ausdruck der mechanistisch-mathematischen, individualistischen Weltanschauung. Der NS-Staat wird geleitet nach dem Führergrundsatz; denn Führung und Gefolgschaft ist das Grundgesetz völkischen Lebens. Der Staat ist Mittel, nicht Zweck, und dieses Mittel wird von der NS-Partei, als der gewachsenen Führerschicht, ergriffen. Die NS-Führerschaft stammt nicht aus einer Schicht oder einem Stand, wird nicht durch Geburt erworben, sondern stellt eine Auslese aus dem Volksganzen auf Grund der Leistung dar.

In der Betätigung der rassischen Lebenskräfte im Dienste des verpflichtenden Weltauftrages liegt die Erfüllung und damit der Sinn des Lebens.

Politik ist nicht mehr bloße Angelegenheit des Berufspolitikers, dieses Monstrums der atomisierten Gesellschaft, sondern ist als der unumgängliche Kampf um die Macht verpflichtende Betätigung jedes Volksgenossen; der grundsätzliche Pazifismus ist tiefste Unsittlichkeit.

Macht ist nicht böse, sondern als unerläßliche Vorbedingung der Leistung sittliche Forderung.

Familiengründung ist Pflicht; die grundsätzliche Ehelosigkeit ist unsittlich.

Reinigung und Reinhaltung der Rasse werden durch Gesetz erzwungen.

Die völkischen Verpflichtungen haben den Vorrang vor den internationalen Ausmachungen der Konfessionen, der Freimaurer, der Wirtschaftsbeziehungen.

Bildung wird nicht gemessen an der Summe von Wissen, an der Gewandtheit in Gesellschaftsformalitäten, sondern an der völkischen Gliedschaftsbaltung.

Der Erzieher ist die Volksgemeinschaft; alle andern Erzieher in Familie, Berufs- und religiösen Gemeinschaften haben sich den völkischen Erziehungsforderungen einzufügen.

Wissenschaft ist nicht mehr voraussetzungsloses Forschen nach unbedingter Wahrheit, sondern weltanschauungsgebundene Arbeit, Dienst am Volksganzen, Gestaltung der diesem Volk, zu dieser Zeit zugänglichen und notwendigen Wahrheit.

Religion dient der Wahrung des Sinnanzes, wie es den rassisch-völkischen Lebensnotwendigkeiten entspricht.

Gewissen ist nicht mehr eine Verschanzung für subjektivistische Eigenbröteleien, sondern Befehl aus dem rassisch gefundenen Volksganzen.

Wirtschaft ist nicht in erster Linie Profitunternehmen, sondern Gütererzeugung und Güterverwaltung für das Volk.

Der philosophische Idealismus wird zum völkischen Realismus.

Kunst ist nicht mehr subjektivistischer, explodierender Expressionismus, sondern Gestaltung des völkischen Lebensgehaltes. Leib ist nicht Gefängnis der Seele, auch nicht materieller Gegensatz zu Geist; sondern Leib ist als Ausprägung einbezogen in die Lebensganzheit Leib-Seele-Geist.

In all diesen unübersehbar mannigfaltigen Umwertungen prägt sich ein neues Lebensgefühl aus.

Wiederum werden diejenigen, die aus Erstarrung oder fremdrassischer Gebundenheit der Umwertung verständnislos gegenüberstehen, von dem Grauen erfaßt, als ob der Sinn des Lebens verloren ginge. Die Verlagerung des Lebensschwerpunktes in die Volksgemeinschaft scheint ihnen Raub des Persönlichkeitswertes, als ob sie zum Maschinenteilchen herabgewürdigt werden sollten. Sie können in ihrer individualistischen Fesselung sich nicht wenden und nicht schauen, daß der Persönlichkeitswert nicht preisgegeben wird, sondern in der Gliedschaft erst überhaupt seine Erfüllung gewinnt; können doch anders als in der Gliedschaft die angeborenen Anlagen gar nicht zur Entfaltung kommen.

Der bürgerliche Liberalismus, wozu der individualistische Freiheitskampf gegen mittelalterliche Bevormundung und Fesselung verkümmert war, fand seine Befriedigung in privater Ruhe, Bequemlichkeit, Wohlhabenheit, Sicherheit. Damit ist es gründlich vorbei. Ein privates, ruhsam gesichertes Dasein wird es nicht mehr geben; das Leben ist auf Kampf, Wagnis, Leistung, auf die heldenhafte Haltung des politischen Soldaten eingestellt.

Wenn heute noch manche dadurch mit der „Angst des Irdischen“ geplagt werden, so wird die Wandlung von den andern als Zeitwende erlebt mit dem ganzen Überschwang respektloser Lebenserfüllung. Dies bezeugt sich in der fast unbegreiflich raschen und spannenden Leistungssteigerung der letzten Jahre: Wiedererwachen des politischen Willens durch den Ruf des Führers; Neugeburt des Volkes unter Voranschreiten und Vorbild des Führers; Aufrichtung der völkischen Ehre; Rettung der Landwirtschaft; schwungvoller Arbeitsrhythmus auf allen Lebensgebieten; die Verwirklichung der jahrhundertlang gehegten Sehnsucht: die Wiederaufrichtung Großdeutschlands; ein beglückendes Sinngefühl ist wiedergewonnen durch Übereinstimmung des Denkens über das Leben mit dem wirklichen Verlauf des Lebens. „Die Geister erwachen! Es ist eine Lust zu leben!“

Die früheren Zeitwenden hatten ihren Ursprung vorwiegend in bestimmten Volksschichten oder gar in Fremdüberlagerung. Unsere Zeitwende ist Ausbruch aus den völkischen Urgründen, aus der Lebensmitte: sie ist v ö l k i s c h e Zeitwende.

Dem unbekanntem Gefreiten des Weltkrieges

Von Karl Richter.

Einer ging mit uns durch Tod und Granaten,
Unbekannt in der großen Schar;
War Soldat unter uns Soldaten,
Stand wie wir alle in Haß und Gefahr.

Fühlte die Wunden, die allen geschlagen,
Lebte die Not, die uns alle verband –
Über in blutende Himmel ragen
Sah er ein künftiges Vaterland.

Stand wie ein Turm dann, als alles verzagte
Natlos in fressender, brandroter Flut;
Glaubte an Deutschland, da keiner es wagte –
Grals Hüter ward er dem deutschen Blut.

Bresche brach stürmend der Weltkriegsgefrente,
Rief die Getreuen auf Wälle und Wacht;
Schlug die Trommel zum heiligen Streite
Für die letzte Entscheidungsschlacht.

Hob in den Morgen die Sonnensfahne,
Sprang vor die Front als der erste Soldat,
Riß zur Gefolgschaft Enkel und Ahne –
Führer des Volkes – und doch Kamerad!

Gewissen der Welt Du und Schild unserer Ehre,
Was wir nun sind, Deine Tat war's allein:
Friedlich schaffen im Schutz starker Wehre
Großdeutschlands Hohn an Donau und Rhein.

Agnes Miegel.

Zum 60. Geburtstag am 9. März 1939.

Von Walter Franke.

Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir gehn,
fern über die grünen Heiden,
fern über die blauen Seen!

In dem alten Lied der kühnen Ostlandfahrer liegen Zauber und Geheimnis des deutschen Ostens verborgen; die Sehnsucht in eine nie endende ferne, germanischer Wandertrieb, der die Gotenstämme ihre Heimat in der Weichselniederung verlassen hieß, Freude an Abenteuer und Gefahr, aber auch die Kraft des Sichbewährens und trotzigem Behauptens inmitten der Brandung der Fremdvölker. Der kühne Eroberer, geist der Ordensritter, das arbeitsfreundige Bauerntum und das großzügige Planen der „königlichen Kaufleute“, das beste Blutserbe der Altstämme des Reichs hat das Gesicht des Ostens geprägt und ist wiederum von seiner Landschaft geformt und durch den beständigen Daseinskampf zu einer neuen Einheit zusammengeschmolzen worden.

Die mannigfachen und fruchtbaren Spannungen, die sich aus dem vielstämmigen Erbe der Koloniatoren, dem Gegensatz zwischen Herrenschicht und Wirtsvolk, dem fühlwägenden Verstand der politischen und wirtschaftlichen Baumeister und der magischen Gewalt des jungfräulichen Landes, aus dem reichen Besitz und der Notwendigkeit, ihn jederzeit zu verteidigen, ergeben, bestimmen das geistige und seelische Antlitz des Ostens und wiederholen noch einmal und eindringlicher die deutsche Situation: Vorhut und Wächter abendländischer Kultur zu sein. Aus dieser Spannung erwuchs die Dynamik, die vom rationalen Denken Kants über die seherische Gabe Samanns und Herders zur Weltdeutung Schopenhauers führt und dem geistigen Leben Alldeutschlands jeweils Mitte und Richtung gegeben hat. Die Erhebung von 1813 ist von Ostpreußen ausgegangen, und diese Quelle unerhörten seelischen Reichtums, die Kraft und der Wille zur Behauptung, strömt heute noch so stark wie ehemals. Lebendigstes Zeugnis dafür ist uns Persönlichkeit und Werk der Dichterin Agnes Miegel.

Am 9. März 1879 ist sie in Königsberg geboren, wo ihr Vater als Kaufmann lebte, „in dem ältesten Teil der Ordensstadt, dem Kneiphof, der alten Handelsinsel, in der die Giebelhäuser vergessener Kaufherren um den roten Backsteindom stehen, an dessen Nordwand Kant schläft, wo seine Glocken über die Fischerkähne auf dem Pregel bis hinüber zum Schloß oben auf dem Berg, und über den Pregelarm bis in die vorstädtische Langgasse klingen.“

Auf eine frohe, in bürgerlicher Umhegtheit verbrachte Kindheit, deren Bilder und Erinnerungen die Dichterin in „Kinderland“ und „Unter hellem Himmel“ festgehalten hat, folgen Jahre in der Fremde; Weimar, Paris, England, Berlin sind die Stationen dieses Wegs, der unbeirrbar wieder in die Heimat zurückführt: „So kehrte ich heim zu Dir, Ostland, Vaterstadt: Dir verbunden wieder wie als Kind. Aber nicht mehr dumpf hingegeben in deine Gut, nichts anderes kennend als das Mutterantlitz, das sich über mich neigt. Nein, Dich suchend, weil ich weiß, daß ich Dein bin und in Dich münde wie der Fluß, der noch Salme und losgerissenes Wiesenufer seiner Quellen trägt durch Deine Hafengassen,

zwischen Deinen Dämmen und Triften zum Haß sich weitend, friedevoll im Abendlicht Deinem Meer zustrebt, das Dich schirmend umgibt, heilige Heimat, Gebärerin und Grab!“ Äußere Erfahrung und persönliches Erleben werden hinfällig vor diesem Wissen, räumliche Entfernung von der Heimat gewährt nur die volle Schau auf sie und eine innigere Verbundenheit mit dem Ostland. Alles, was außerhalb des „Kinderlandes“ liegt, ist nach ihrem eigenen Bekenntnis „nur eine Ergänzung, aber nicht mehr etwas Bestimmendes“. So werden Heimat und Ahnen zum menschlichen Schicksal und zum Grundthema der dichterischen Aussage, und zwar in einer Reinheit und Vollkommenheit, wie sie die persönlichkeitsbewusste neuere Dichtung nicht kennt.

Ahnenschaft: das ist kein bloßes Wissen um die Vergangenheit ihres Geschlechts, sondern urtümliche, wurzelhafte Teilhaberschaft an seiner Existenz. „Ich bin alle Wege gegangen, die ihr gingt... Ich habe den Niederrhein gesehen, wo du wohntest, Vorfahr, dessen Antlitz der trug, der mich erzeugte. Ich stand im schönen Garten Elfaß, von dem du noch träumtest, als du dich in die Professorengruft am Dom bettetest, Urahn, dem mein Blick gleicht... Ich sah die Sonnwendfeuer auf den Bergen lodern, wo euer Hof unter der Mauer verschüttet liegt, von dem ihr mit Tränen ziehn mußtet um eures Glaubens willen... Und ihr Vaters-Väter, deren Name ich führe, in deren Stadt an der Oder ich zum erstenmal schlief in der Nacht, als ich ihn ein halbes Jahrhundert trug — ihr gabt mir den jähen, heißen Jörn, den wilden Freiheitsfenn, das zweite Gesicht des aus dem Bruchland Gebornen und das lange, seidne Haar — — —“

So darf sie ihr eigenes Dasein dartun und deuten aus den Blutsströmen der Ahnen, deren Bilder nicht als Gleichnis, sondern wesenhaft vor dem inneren Blick aufsteigen, sobald sie ihr eigenes Antlitz sieht. Das Niedertauchen in die eigene Seele löst und gestaltet nicht mehr das Erlebnis des „Ich“, dieses ist vielmehr ganz ausgefüllt von dem „Ihr“ der Ahnenwelt, deren letzter Träger sie ist:

O ihr, aus deren Blut ich kam,
Ihr, deren Staub im Winde schwebt,
Und deren Lust und deren Gram
In meinen Adern pocht und lebt:

Mein eigen Herz hab ich belauscht,
Und summend klang es, wie ans Ohr
Des Kindes eine Muschel rauscht.
Es ward zum Lied. Es ward zum Chor.

Zersplittert fühlte ich mein Ich
In euer Wesen tausendfach.
Im Dunkeln trieb und irrte ich
Hundert verkreuzten Wegen nach — —.

Dann kam der Wille, der mich zwang
Und mich empor zum Lichte hob.
Und es war meines Namens Klang,
Der euch zu eins in mir verwob.

Im Jahre 1924 wurde der Dichterin der Ehrendoktor der Universität Königsberg verliehen — die Berufung in die Dichterkademie erfolgte 1933, 1936 die Auszeichnung durch

den Herderpreis —, weil sie „festgewurzelt in ostpreussischem Wesen, reiche Lebensfülle und tiefe Heimatliebe mit meisterhafter Kraft gestaltet“ habe. Heimatdichtung, das Wort in seiner ursprünglichen, kraftvollen Bedeutung genommen, bedeutet bei Agnes Miegel mehr als die feinsinnige, nachfühlende Darstellung ihres Lebensumkreises, ist fern ab von volkskundlicher oder historischer Absicht.

Bei aller sinnlichen Bildkraft und Gegenständlichkeit, die ihrer Kunst eignet, wird man nie darauf verfallen, das Dargestellte als „Objekt“ hinzunehmen, wie dieses ebensowenig von der Dichterin als Gleichnis und Spiegel der Menschenseele empfunden wird. Beide Auffassungen setzen die gebieterische, unantastbare Allein Herrschaft, die Zentralstellung des Menschengesistes voraus, dem die übrige Welt nur Stoff und Gegenstand zur Auseinandersetzung ist. Unsere ganze abendländische Entwicklung baut auf diesem Fundament.

Wer indessen Agnes Miegels beste Dichtung werten will, muß den Gang in graue Urzeit antreten, da Götter und Dämonen, Naturgewalten und Erscheinungen noch Wesenheiten neben und über dem Menschendasein waren. Denn so leben sie in ihrer Dichtung, „heilig, vertraut, uralt“; keine Sinnbilder, keine Zeichen für etwas, keine Bilder der Phantasie oder des eindringlichen Studiums der Dichterin, sondern sie selbst als zwingende Wirklichkeit, vor der die menschliche und dichterische erlischt, versinkt. Die Dichterin selbst ist nur noch das Instrument gleichsam, auf dem die kosmischen Gewalten ihre Weise spielen.

In frühen Tagen traf sie dieser Urelaut der Landschaft, beim ersten Aufenthalt am Meer, an der Bernsteinküste des Samlandes, als das Kind beim Erwachen das Rauschen der Wellen vernahm; unwiderstehlich zog es die Erschauende aus der ruhigen Geborgenheit der bürgerlichen Welt, bis die volle Sinfonie der Urheimat in ihr ertönte.

In dieser Bucht hab' ich als Kind gespielt,
Der Sand war sonndurchglüht und weich und warm.
Geborgen wie in einer Greisin Arm
Lag ich am Gang der Düne. Drunten hielt
Schnaubend der Brandung schäumendes Gespann.
Auf flockigweiße Mähnen schien das Licht.
Und manchmal sah'n mit triefendem Gesicht
Grünäugig mich des Meeres Töchter an
Und warfen Muscheln an den Strand und Tang
Und duckten jäh mit schrillum Vogelschrei.
Der feuchte Seewind strich an mir vorbei.
Ich aber lag geborgen an dem Gang
Der weißen Düne. In den Sand gekrallt,
So wie ein Käzchen liegt im warmen Schoß.
Und wohligh blinzeln und gedankenlos
Spürt ich, sie wacht: heilig, vertraut, uralt.

Das Land mit den grünen Wiesen der Niederung, dem schimmernden Strom und der stolzen, wehrhaften Stadt, den wogenden Roggenfeldern, den rauchenden Dünen, dem donnernenden Meer und der Einsamkeit Masurens ist Ziel und Erfüllung ihres Daseins.

Nicht in euren Himmel will ich kommen,
Wo die weißen Engel Harfe spielen,
In die alte Heimat will ich wandern.

Großmütterchen, die Heimat, wird sie willkommen heißen mit dem Schwarzbrot und dem weißen Lindenhonig. Ihr Rock ist durchwirkt vom Herzaub der Birken und Erlen, vom dunklen Grün der Tannen, ihre Schürze bunt von Klee und Flachsbünte, ihr Hemd schimmert von Erdbeer und Kirsche und der Weiße des Faulbaums, das Nieder der rastlos Sorgenden ist schwarz von Herdrauch und Ruß. Und während sie das heimgekehrte Kind gütig aufnimmt und in ihrem Schoß wiegt, durchpflügt Großväterchen den Himmelsacker, daß die Schol-

len donnern und die Blitze funkelnd von der Pflugchar stieben.

Auch in den Gedichten antikischer Gewandung, in „Arachne“ und „Demeter“, spüren wir das Atmen und Schreiten der roggelblonden Göttin des Nordens, wenn auch gerade diese beiden Dichtungen, über den einzelvölkischen Bezug hinaus, ins Menschheitliche schlecht hin verweisen.

Schmerzlicher als andere erlebt die ins Mysterium der Natur eingeweihte Dichterin die Not großstädtischen Lebens, wo der Born der Fruchtbarkeit unter Asphalt und Stein verschüttet liegt und die Menschen gleich lichtlosen Pflanzen kümmern: Geschändet ist deine Erde, drauf unsre Schuhe gehn, — —
Wo blieb der sammetne Staub, der unsre Sohlen erquickt,
Der sich lieblosend und weich schmiegte um nackte Zehn?
Wo sind die tauigen Felder, drin Leben Leben empfing?
Wo sind die rauschenden Wälder, aus deren dunklen Tiefen
Vögel, schluchzend wie Kinder, aus unschuldigem Schlummer riefen?

Nein, du kannst es nicht wissen

Was es heißt, in die Hölle der Städte geschmiedet zu sein!

Innere und äußere Bedrohung ihrer geliebten Heimat haben erschütternde und mahnende Töne in der Dichterin erweckt:

O blonde Mutter, der dies Land gehört
Als Lehn und Eigen — sieh, dies arme Land
Ist wie ein Herz von Jern und Angst verstört,
Wie es zur Ruh in Deiner sanften Hand!

Die großen, wuchtigen Lieder und Hymnen des letzten Gedichtbandes „Herbstgesang“ zeugen dafür, daß echtes Dichtertum immer nur aus dem Gesamtschicksal eines Volkes entstehen kann. „Zindenburg“, der Dank an den Befreier Ostpreußens, „Der Jahrestag“, ein mahnendes Gedenken der Abstammung, der gewaltige Sang „Über der Weichsel drüben“ sind bleibende Denkmale deutscher Not- und Kampfzeit.

Über der Weichsel drüben, Vaterland, höre uns an!
Wir sinken wie Pferd und Wagen versinken im mahlenden Sand,
Recke aus deine Hand,
Daß sie uns hält, die allein uns halten kann!
Deutschland, heiliges Land, Vaterland!

Aus dieser Ergriffenheit, mit seherischem Blick, hat Agnes Miegel die „Deutsche Weihnachtskantate“ geschaffen (1931), aus deren Hymnen, man darf es aussprechen, ohne vermessend zu sein, seit Jahrhunderten das deutsche Volk zum erstenmal wieder als Ganzheit spricht und betet:

O Liebe, neig dich wieder
Zu unserm Volke nieder,
Verwirf uns nicht vor deinem Angesicht!
Mit dieser Sonnenwende
Geh' unsre Nacht zu Ende,
Laß uns den Morgen sehen, Ewiges Licht!

Heimat und Ahnen sind der Kontrapunkt von Agnes Miegels Schaffen in Vers und Prosa; sie verbürgen ihre Besonderheit und Größe. Darum sei hier auch nicht abgehoben auf jenen Teil ihrer Dichtung, der darauf gar keinen oder nur einen losen Bezug nimmt. Ob wir aus dieser Gruppe ihres Werks Prosastücke herausgreifen, etwa „Herbstabend“, ein Bildnis der Elisabeth von Thüringen, oder „Liselottes letzte Stunde“, das Sterben der edlen Pfalzgräfin, aus der Sammlung „Gang in die Dämmerung“, oder „Heimkehr“ oder Gedichte wie „Lionardo“, „Rembrandt“, „Ausgleich“ (Die Schicksalsstunde der Marie Antoinette) oder die feinabgetönten, marmorkühlen „Spiele“, immer spüren wir, trotz und gerade wegen der hohen formalen Kunst, die diese Stücke auszeichnet und ihnen den Wert ästhetischer Auslese verleiht, daß sie nicht vom Herzblut der Dichterin genährt, nicht aus innerer Notwendigkeit geboren sind.

Wuchsig und urtümlich dagegen, vom Zauch der Schöpfung noch umweht, sind die „Geschichten aus Ostpreußen“, die Heimat- und Naturballaden. Einen Zeitraum von beinahe zwei Jahrtausenden umfassen die „Geschichten aus Ostpreußen“, die in ihrer Geschlossenheit und im Gesamtkton das wichtigste Prosawerk der Dichterin darstellen. Vier bedeutende historische Wendepunkte Ostpreußens werden erfaßt. In den „Landsleuten“ ist die Beziehung zur Heimat noch nicht so eng geknüpft; ein gotischer Krieger führt eine junge Sklavin, die dem Tod geweiht ist, aus dem sittenverderbten Byzanz in seine nordische Heimat an der Weichsel. Klar stehen sich die beiden Welten gegenüber: die in Schläflichkeit versinkende Kultur des Südens und das herbe, kraftvolle Antlitz des nordischen Menschen.

Preußen, Litauer, Slawen erliegen dem Schwert der Ordensritter, über die heidnischen Götter siegt das christliche Kreuz in „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder“; die wilden Tatareneinfälle des 17. Jahrhunderts bilden den Hintergrund für „Engelkes Buße“, den Schicksalsweg der Engelmarie, die eine frühe Schuld, die Tötung ihres Kindes, sühnt, als sie den Sohn ihrer Herrschaft vor der Mordgier der wilden Horden unter eigener Lebensgefahr rettet. Kein menschlicher Richter sühnt ihr Vergehen. Sie selbst darf durch ihre Tat sich vom Fehl reinigen und damit wieder in die Gemeinschaft der Rechtschaffenen aufgenommen werden. Dabei ist alles Moralisierende, das sich gerade bei diesem Thema hätte einschleichen können, durch die klare, herbe und zugleich mütterlich verstehende Art des Vortrags vermieden.

Die letzte Erzählung der Sammlung „Der Geburtstag“ hat zum Rahmen die napoleonische Zeit.

Hier entfaltet sich, breit und liebevoll gezeichnet, die Welt eines ostpreußischen Gutshofes: die weitverzweigte Sippe findet sich zum Geburtstag des 90jährigen Johann Eitersberger ein, der, zu den vertriebenen Salzburgern gehörig, noch die Wanderung in die neue Heimat Ostpreußen mitgemacht hat. Als ob die Dichterin persönlich jene Zeit der ersten Ansiedlung erfahren und miterlebt, und nicht Generation um Generation eine mahlische Umschichtung in Sitte und Brauchtum vorgenommen hätte bis zu Agnes Miegels eigenem Lebenstag, schöpft sie aus der Tiefe einer Erfahrung, die über mündliche und schriftliche Überlieferung weit hinaus, aus den Stimmen ihres Blutes kommt und sie im Königsberg der Ordensritter genau so zu Hause sein läßt wie im heidnischen Prußenland oder in der grauen Vorzeit, da die Urväter aus den Schlittenbooten stiegen, dem scheuen, dumpf starrenden Land den hölzernen Halfter umlegten und seine aufbäumende, ungebärdige Kraft bändigten:

Bis ihrem Pfluge sich die Ackerhollen
So willig wie ein Fell zum Streicheln boten.
Bis ihre Kleinen sie wie Junge nährte
Und still bewachte ihre schlafenden Toten.

Vor der Eindringlichkeit solchen Schauens, der visionären Kraft der Verwandlung tritt das eigentlich Historische zurück, oder deutlicher gesagt: Die Lebenswirklichkeit ist so stark, daß wir den zeitlichen Abstand zum Geschehen und den Gestalten nicht mehr wahrnehmen, daß wir, magisch mitverwandelt, die Wiedergeburt des Einst erleben dürfen.

Am großartigsten geschieht das in der meisterlichen Erzählung „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder“, dem Schwerpunkt der Sammlung.

Sieben Ordensritter verirren sich in Nebel und Schneetreiben auf der Kaperner Heide und finden aus der eisigen Nacht schließlich Zuflucht auf dem Hof des alten Preußenfürsten Dorgo, der im Sterben liegt. Was mühseliger, harter Kampf gegen das heidnische, freiheitsliebende Preußentum erreicht

hat, die dünne Schicht angenommenen Christentums und erzwungener Gefolgschaft zerbricht in dieser einen Nacht, und gefährlich, chaotisch stürzen die Dämonen der Umwelt herauf und entfesseln in den um den toten Fürsten Klagenden einen verzweifelden Vernichtungstrieb, der so elementar wie stolz ist. Gleich Herzog Samo und seinen Kindern zerstören sie das heißgeliebte Leben, um nicht in die Knechtschaft der Fremden zu fallen. Frauen und Enkel, Knecht und Magd, Pferd und Hund fallen dem Schlachtmesser des Heidenpriesters zum Opfer, in dem die gekränkten, vertriebenen Gottheiten noch einmal blutig triumphieren. Dann zehrt die Flamme Gebälk und Leib, eine gewaltige Opfergabe an die mütterliche Erde, die von nun an einem fremden Herrn dienstbar sein wird.

Durch das Gastrecht verschont, ziehen die Ordensritter im Morgengrauen davon; aber Spuk und Rausch der Schreckensnacht, der Ruch des Bluts und die dampfende Lebensgier haben auch sie schier überwältigt, ungebärdige Wünsche, wilde Sehnsüchte nach einem freien Namenleben in ihnen geweckt, das ihnen gerade Fucht und Regel des Ordens verwehrt. Daß das heiße, nackte Leben auch ihre panzerbeschirmte Brust heimsucht, daß auch sie Menschen sind in Versuchung und Begehren, gehört zum Besten der Erzählung. Einzig der Hauskomtur Friedrich von Wolfenbüttel widersteht unberührt und stolz den Verlockungen dieser Nacht und führt sein Gefolge aus dem Dunkel der Leidenschaft und der Wirrung in den klaren Morgen hinaus, der verheißungsvoll über dem Lande erstrahlte. Westwind braußt über die schneestartenden Wälder, den baldigen Frühling verheißend. Die Ordensritter reiten dem jungen Licht entgegen, ein helleres Gestirn ist über dem Land aufgegangen mit ihrem Einzug, hinter ihnen aber versinkt eine abgelebte Welt in rauchendem Schutt.

Mitten hinein in die Geschehnisse führt uns die Erzählung: erklärende Zirweise und Einführungen sind vermieden. Wort und Gebärde sind bis an den Rand gefüllt mit Bedeutung, und uns allein obliegt es, Verbindungen zwischen den Handlungsteilen herzustellen, Menschen aus scheinbar geringfügigen Worten, aus einem einzigen Blick manchmal, kennen zu lernen. Dies ist das Hauptmerkmal von Agnes Miegels Erzählkunst: uns unvermittelt in den Handlungsstrom zu versetzen, Mensch, Ding, Wort, Großes und Kleines auf einmal auf uns wirken zu lassen, so daß wir es zwar nicht leicht haben, uns zurecht zu finden, dafür aber immer und sofort vom Atmosphärischen der Umwelt gepackt werden.

Die Sprache, die Rede der Menschen ist so ursprünglich, so wesensgemäß aus dem Pulsschlag von Gefühl und Gedanke der jeweiligen Personen herausgehoben, daß es uns nicht zu Sinn kommt, wie sorgsam gefeilt und durchkomponiert die Satzkörper sind. In der Verbaltheit und Prägnanz, in der sprühenden Unmittelbarkeit des Worts gemahnt ihre Sprache an die der Kleistschen Gestalten, die immer aus der Umgebung des Augenblicks geboren, nie vorgedacht, vorgeformt ist. —

Agnes Miegel ist gemeinhin als die große Balladendichterin bekannt. Zu Unrecht wird diese Seite ihres Schaffens überbetont und damit das Wesen der Dichterin verkannt. Ihr eignet nicht nur der Blick für die unentrinnbare Tragik, das Düstere und Verhängnis über dem Leben der Menschen — die Grundstimmung aller Balladendichtung —, weltoffen, vertrauend und zuversichtlich ist ihre Stirn auch den hellen Zeichen des Tags, dem tätigen, fröhlichen Dasein zugewandt. Der Humor gehört zu den Grundzügen ihrer Persönlichkeit. Ihr Balladenwerk aber ist in zwiefacher Weise wichtig. Ihre ersten Beiträge im Göttinger Musenalmanach vom Jahre 1898, zusammen mit Arries von Münchhausen und Lulu von Strauß und Torney, waren eine literarische Tat. Sie

bedeuteten die Wiedergeburt der deutschen Ballade und einen Protest gegen die herrschende Literaturströmung, die, willenlos, ziellos, skeptisch, sich auf sensible Wiedergabe der Außenwelt beschränkte und die Formen der Dichtung überhaupt aufzulösen begann. Die Ballade indessen verlangt zuchtvolles, bildhaftes Gestalten eines Geschehens mit dramatischer Wucht, Formwille und Zielstrebigkeit, das waren jener Zeit unerhörte Begriffe, und doch sind sie die Voraussetzungen jeder gewachsenen, wahren Kunst. Schon der Wille zur Ballade also bedeutet Umkehr und Neubeginn. Agnes Miegel schenkte uns aber noch mehr.

Die moderne Kunstballade entsteht aus dem Formtalent, der dichterischen Bemühung der Einzelpersönlichkeit; sie kann das Ergebnis handwerklicher Geschicklichkeit sein. Auch Agnes Miegel hat Balladen geschrieben, in denen wir die vollendete Technik bewundern, die reslos gelungene Form, die Knappheit des Ausdrucks, den großausbreitenden Rhythmus, die satte, farbige Bildhaftigkeit. Vor den größten Stücken aber, den „Nibelungen“, „Schöne Agnete“, dem „Märchen von der schönen Mette“, „Zenning Schindkopf“, den „Frauen von Nidden“, „Kynstut“, „Herzog Samo“ und anderen, verstummen Lob und Kritik; wir nehmen sie hin wie das Wunder der Blüte, das Rauschen des Meeres. Sie sind das Geschenk der Gnade. Daseinsmächte wirken sich darin aus, die nicht mehr angesprochen, als Stoff und Motiv abgewandelt werden, sondern aus sich selbst, ohne das Zutun der Dichterin bestehen. Diese Dichtungen loten in die Tiefe einer Vergangenheit, in welcher das Wissen um die kosmischen Kräfte, die Vertrautheit mit den Naturgewalten und der ehrfürchtige Schauer vor den geheimnisvollen Schicksalsmächten noch Gemeingut der Menschen waren. Auf diesem Wurzelgrund ist die Volksballade gewachsen; ihr verwandt ist die beste Dichtung der Agnes Miegel. Wo die Kunstballade gleichsam im leeren Raum steht, eigenwillig, durch den Schaffensakt des Dichters geworden und nur bei ihm beheimatet, ist die Volksballade gesteigert und verdichteter Ausdruck einer schicksalsgläubigen, noch naturnahen Gemeinschaft, Ausdruck der „religio“, der Rückbindung des Menschen an die über dem Leben waltenden Mächte. Ihr seelischer Boden ist der Mythos.

Diesen Mythos konnte auch die Dichterin nicht schaffen. Es war Gnade, daß er in ihr wirkte, daß sie die Urstimmen hingegen und dienend erlauschen durfte, wie es ganz vollkommen nur die mütterliche Frau vermag, die in liebendem Verzicht zum Gefäß einer anderen Welt wird. So ist es bezeichnend, daß Agnes Miegel immer wieder das Schicksal der Frau gestaltet hat, die, liebend und hochgemut streitend, dienend ergeben, von Leidenschaft verzehrt, immer aus der Inbrunst einer vollen letzten Lebenshingabe, aus der Liebe ihr Schicksal erfährt. Da betet das junge Mädchen in der brennenden Scham ihrer Liebesnot:

Kniefällig bitt' ich dich, bei meiner Seligkeit,
Gib, daß er stirbt, wenn er eine Andre freit!

Die spröde, stolze Siebenschön von Stavoren, die sich von einem entlaufenen Knecht und Mörder hat betören lassen, der als Prinz von Samarkand zu ihr kam, küßt das Galgenholz, an dem der Geliebte hängt, noch in der Schande und Zerbrochenheit der einstigen Liebesstunde eingedenk. Kriemhild sitzt in der dunkelnden Halle, in Gram und Leid versunken, und der dreimalige Bogenstrich auf Volkens Fiedel läßt schicksalhaft ihren Weg von der holden Jungfrau zur furchtbaren Rächerin aufleuchten, Vergangenes und Zukünftiges mit unheimlicher Wucht zusammendrängend. Wie hier Bild und Sinnbild, Ahnung und Tat, Liebe und Haß, Einzel- und Völkerschicksal, Mythos, Sage und Wirklichkeit ineinander-

fließen, sich ergänzen und steigern, in eine bis zum Bersten angefüllte, leidenschaftliche Sprache gedrängt, ist ein seltenes Ereignis im deutschen Gedicht. —

Die „Schöne Agnete“, die den „schlamm-schwarzen Wassermann“ gefreit hat und der Geisterwelt verfallen ist, klagt in mütterlichem Schmerz um ihre „grünhaarigen Nixenkinder“, denen Traum und Schlaf versagt ist, die das Leid und die Freude nicht erfahren dürfen, die der Tod nicht erlösen kann. Die „Schöne Mette“ aber ist dem Feenreich entstiegen, lilienkühl und schwerelos. Wohl gibt sie sich dem Manne hin, aber als ihr Sohnlein geboren ist, zieht es sie mit unwiderstehlicher Macht ins Geisterreich zurück, zu den Schwestern, die keine Liebe und kein Leid kennen. Doch durch die zuversichtliche, starke Liebe ihres Mannes wird sie zum Menschen-dasein befreit.

„Er sprach: Ich lasse dich nimmer, wie schrecklich du auch bist,
Nun lerne, weiße Elfin, was Liebe ist.“

Voll mütterlicher Sehnsucht ruft die aus der Erstarrung Erwachende nach ihrem Kind.

In der „Gräfin von Gleichen“ vollzieht sich noch einmal, in gleichnishaften Stufen, das Schicksal der liebenden Frau: der heiße Schmerz beim Abschied des Mannes, der ins Morgenland zieht, die freudige, tägliche Erwartung seiner Rückkehr, der Tod ihrer Kinder, den sie in der Gewißheit überwindet, daß ihr Mann am Leben ist, die Werbung der freien und die Unbeirrbarkeit ihres Herzens und schließlich, nach endlosen Jahren des Harens, das Opfer des Verzichts auf den geliebten Mann, den sie mit einer anderen glücklich weiß.

Die größte der mütterlichen Gestalten aber ist die blonde, die gütige Mutter Heimat, Inbild aller Liebe, letzte Zuflucht ihrer Kinder:

O Mutter, Mutter, laß uns nicht allein!
Laß deine Knie, laß deine Hand uns halten,
Verbirg uns unter deines Mantels Falten
Und laß uns nie dem Fremden dienstbar sein!

Laß uns in Trog und Torheit nicht zerfallen,
So wie ein loses Reisigbünd zerfällt —
O Mutter, große Mutter, hilf uns allen,
Du, die dies Land als Lehn und Eigen hält!

Und damit beschließt sich der Kreis, in Heimat und Ahnenschaft zurückmündend, zu deren heiliger Hüterin und Bewahrerin Agnes Miegel berufen worden ist, späten Geschlechtern noch zu künden und zu mahnen:

Und ich sang in den Wind, in das Wirbeln rauchender Dünen,
In das dröhnende Brausen sang mein tönender Mund.
Sang meiner einsamen Heimat Götter und rote Burgen,
Sang ihr mütterlich Herz, sang ihr grünergrünes Kleid.
Sang, was groß und gekrönt durch meine Träume gewandert,
Blutüberströmtes Haupt, gallegetränktes Herz.
Sang meiner seltsamen Schwestern mondlichtgezeichnete Stirnen,
Sterblichen Leibes wie ich, jenseitiger Weisheit Fund.
Sang ich, mir selber kaum deutbar, was Schatten und Erde mich
Sang ich Liebe und Tod — sang ich das eigne Geschick. [Lehrten,

Die wichtigsten Werke von Agnes Miegel:

Geschichten aus Ostpreußen	1916
Gesammelte Gedichte	1927
Kinderland	1930
Herbstgesang	1933
Gang in die Dämmerung	1934
Unter hellem Himmel	1936

Billige Sonderausgaben:

Die Fahrt der sieben Ordensbrüder	o,80 M.
Deutsche Balladen	o,80 M.

Sämtliche bei E. Diederichs, Jena, erschienen, mit Ausnahme von „Kinderland“ (Eichblatts Deutsche Volksbücherei).

Wie die Recken im Turniere Lanzen brachen.

Rasch verbreitet in des Rheines weiten Gauen
War die Kunde von des stolzen Gastes Ankunft:
Daß der Niederländer, daß der Drachentöter
Auf dem Brautritt in Gefolgschaft seiner Zwölfe
Seinen Einzug in der Gibichsburg gehalten,
Von des Königs Sippe gastlich aufgenommen,
Und den Sohn des Siegmund Utes schöne Tochter
Mit dem Ehrentrank begrüßte in der Halle. —

Ward im Lande ohne Weilen ausgeschrieben
Ein Turnier an Gunthers Hof zu Wormse,
Um den kühnen Gast, wie es sich ziemt, zu ehren.
Und die edlen Ritterschaften der Burgunden,
Voll Begier, den Hochgemuten selbst zu schauen,
Und voll Lust, des Leibes Kraft im Kampf zu proben,
In den Waffenkünsten, in Buhurt und Tjoste
Höflicher Sitte holden Minnedienst zu pflegen,
Wie's dem Ritter ziemt in Ehren und in Tüchten —
Ließen satteln ihre Rosse, und begleitet
Von dem Felter, der den Leib der Herrin wiegte,
Und von Knecht und Knappe, die die Säumer führten,
Hochbepackt mit Helm und Harnisch und Gewandung,
Und mit allem, was der Reize Notdurft heischte,
Ritten sie zu Hofe zu dem Lanzenbrechen. —
Wimmelte die Stadt von vielen Volkes Menge,
All die Pracht zu schauen, all die stolzen Recken,
Schöner Frauen Fierde, zwischen bunten Zelten,
Aufgeschlagen auf dem sonnig grünen Ager,
Der sich zwischen Schloß und Stromesufer hinzog.

Pfingsten war, der Tag des hohen Fest's, gekommen;
Leuchtend strahlte vom Azur des blauen Himmels
Sonnengold auf Stadt und Schloß, auf Fluß und Fluren.
In dem Burghof ragten des Turnieres Schranken,
Bunte Banner winkten, die an hohen, schlanken
Masten in den klaren Lüften flatternd rollten,
In den Königsfarben leuchtend blau und golden.
Schmückt die Fahnenstäbe grünes Laubgewinde,
Bänderkränze flatterten im Morgenwinde.
Über der Balkone festlichem Gewande
Wallten bunte Teppiche vom Söllerrande,
Fern aus Arras in dem Karolingerlande. —
Sarrten auf den Sitzen ringsumher die Frauen,
Ihrer Männer Taten beim Turnier zu schauen,
Und die zarten Mägdlein, die im Blütenkranze
Buntvereint sich freuten an dem Waffentanze,
Gold das Fest verschönend mit der Anmut Glanze.
Sarrte rings die Blüte edler Ritterschaften.
Leer war noch der Ehrensitz der Königsippe.

Schritt der Herold Persevant, das Königszeichen
Auf der linken Achsel seines Wappenrockes,
In die Bahn und gab das Zeichen zum Beginne. —

Plötzlich ritten da Fanfarenbläser viere
In die Schranken, die Posaunen hochgehalten,
Gleichermaßen armlang angelegt am Munde,
Die im Viereck reichgestickt Standarten schmückten,
Eingemummt die schweren Gänge in Schabracken,
Zu den schlanken Fußgelenken niederwallend,
Gold und blau in Rauten leuchtend und mit Schellen,

Teilten sich nach Süden, Norden, Osten, Westen,
Standen still, und schmetternd klangen die Posaunen. —

Trat da aus des Pallas hohem Säulenbogen
Königsmutter Ute, an der Hand die Tochter,
Im Gefolge ihrer königlichen Söhne:
Gunter, Berenot und Gifelher, der junge,
Und in ihrer Mitte schritt der Nibelunge. —
Ließen nieder sich auf ihren Ehrensitzen
Unterm Schutze eines blauen Baldachines,
Reich in Gold gestickt, geschmückt mit goldenen Schnüren.

Folgt ihnen mehr denn hundert Ehrenfrauen,
Eine süße Augenweide, hold zu schauen,
Leuchtend in dem Farbenmeere der Gewande
Aus Achmardiseide, die im Morgenlande
Fern Arabien zeugte in den Mohrenstädten
Azagaug und Jazaman in heißen Thulen,
Funkelnd von Gesteinen aus Ophir und Indien,
Aus den reichen Kriegeschätzen König Dankrats. —

Trugen andre aber wieder außermaßen schönen,
Köstlich buntgewirkten Zindel aus Maroffo,
Karmoisinbrokat mit Gold durchwirkt und Silber, —
Rauchwerk edlen Hermelines und des Zobels.

Setzten sich die Frauen ringsher ins Gestühle
— Manche brachten mit sich ihre weichen Pfühle,
Denn das Tjosten währte bis zur Abendkühle. —
Über neben ihnen lagen auf den Treppen
Aufgehäuft zu Füßeln ihre schweren Schleppen,
Wie der Tulpenglocken bunte Farbenspiele:
Apfelgrün, lavendelfarben, blau und scharlach,
Leuchtend in Orange, zitronengelbem Safran,
Im Azur des Enzians, der Hyacinthe,
Licht in sanftem Lilarot der zarten Malve.
Schwefelgelb getupftem Violett der Iris,
Kosmarin, violenblau und in Zinnober,
Amaranthen, purpurrot und ambrafarben,
Bunten Vögeln gleich, die buhlend sich umwarben
Oder Schmetterlingen, die auf Blumengarben
Buntgeflügelt hangen an den Blütenmarben. —
Über weißen Frauenhälsen, zierlich schlanken,
Der Burgunderhauben hohe Tüten schwanken,
Lichtumwallt von zarten Wolken weißer Schleier
Gleich den lichten Fittigen der Silberreihher.

Drüben aber lärmt das Mannsvolk in den Schranken,
Das in prunkender Gewämser reicher Fierde,
Doppelfarb'gem schlanken Hosenbein stolzierte,
Dottergelb das rechte, Kobaltblau das linke,
Andre wieder ziegelrot und veilchenfarben,
Längs gestreift auch, oder auch in Rautenmustern,
Edelsteingeschmückter Wehrgehänge Ketten,
Dran die Schwerter hingen, wippenden Baretten
Oder schiefs gesetzten, samtnen Federmützen,
Dran Agraffen silbern in der Sonne blizen,
Langen Schnabelschuhen, Schellen an den Spitzen.

Also drängt ein bunt Gewimmel in den Sitzen. — —

In dem Schwarm der Frauen, artig anzuschauen,
War ein eifrig Grüßen und ein Köpfenicken

Und ein Winken mit den Händen, mit den Blicken
Nach den Rittern, Junkern ringsum in den Bänken,
War ein Köckebauschen, Kauschen, Tücherschwenken,
Süßer Händeküsse Ballspiel und Hofieren,
War ein frohes Lachen, Schwagen, Scharmuzieren:
Schwalben gleich, die eng auf hohem Dachfirst sitzen,
Reihenweise, lustig schwagen und firtzen,
Aufgeplustert ihr Gefieder streichend blähen,
Zierlich hin und wieder ihre Köpfschen drehen.

Aber, wie der Mond, der licht in Sternen wandelt,
Ihren Silberglanz bestiegt durch sein Beleuchte,
Also strahlte Kriemhild vor den andern Frauen,
Ihres Schapels Kronenzier im lichten Blondhaar
Blau, aus Seide, golddurchwirkt, geschmückt mit Zinken,
Zeichen, daß die Jungfrau königlichen Blutes.

Schaute Siegfried sie in ihrer süßen Schönheit
Jetzt zum ersten Male wieder, seit er damals
Wild im Trog daherfuhr mit den Schwertgesellen,
Sah nur sie, vergaß sich selbst, in ihren Anblick
Ganz versunken. Schaute starb gleich einem Bilde,
Das auf Pergament gemalt von einem Meister.

Dachte zaghaft er in seines Herzens Nöten:
„Ach, den wilden Drachen, ja, den konnt' ich töten,
Konnte wohl des Zwerges bösen Zauber zwingen,
Aber wehe, wie soll es mir wohl gelingen,
Ie das Herz der holden Jungfrau zu erringen:
Wahrlich, lieber läge ich anitz zur Stunde,
Bleibst du, Süße, fremd mir, in des Grabes Schlunde,
Wüßt ich, daß ich niemals deines Herzens Minne,
Goldes Mägdlein, hier auf Erden noch gewinne.“
Schreckte ihn Drommetenschall aus seinen Träumen,
Das Turnier begann, zum Buhurt ward geblasen. —

Unter Pfeifenklang, Posaunen, Tamburiren,
Paukenschlag, Drommeten, Zinken und Flötieren,
Vierundzwanzig Reiter in die Schranke ritten,
Dichtgedrängt, gewiegt in Galoppadenschritten,
Staubaufwirbelnd, donnernd, stolz auf hohen Rossen,
Zwölf, die Nibelungen, Siegfrieds Schwertgenossen,
Im Verein mit zwölf burgundischen edlen Rittern,
Sechs auf jeder Seite, zweigeteilt zum Kampfe.
Während diese ihres Königs Farben trugen,
Blau, die goldne Krone in den blauen Schilden,
Und die Satteldecken in der Himmelsfarbe,
Goldgefäumte, aufgelegt auf lichten Schimmeln,
War die Wat der Nordlandsrecken schwarz und silbern,
Und in Nacht getaucht die wallenden Schabracken,
Reichbestickt den Bug der Kappenhengste zierend.
Silbern strahlt der Nordstern in den dunklen Tarttschen.
Wie er unbeweglich glänzt am Pol des Himmels.

Vorgebeugt den Leib, die Eisenfaust am Zügel,
Straffgespannt, gestemmt im Schuh der schweren Bügel,
Harren die zween Haufen, stoßbereit zum Rennen;
Die Paniere leuchten und die Herzen brennen.
In die Hüften eingelegt die Eschenlanzen,
Wild, voll Ungebuld die Pferde stampfen, tanzen —
Windgebläht die bunten Helmesdecken wallen,
Und die Büsche flattern, die Drommeten schallen.
Anlauf: Donnerkrachend sie zusammenprallen. —
„Hurta! Hurta!“ klangs, es tummelt sich im Kreise
Kopf an Kopf zum Pulk sich ballend im Purneise,
Liegen rechts und links sich drängend beim Buhurte,
Brust an Brust und Bug an Bug und Sattelgurte,

Schnaubend unter Schenkeldruck und Sporenstichen
Aus den Reihen brechend sie zur Seite wichen,
Stiegen wiehernd hoch und rannten in die Quere
Jählings an die Schranken wirbelnd in Karriere,
In Kurbetten, Kapriolen und in Volten.
Reiter in den Sand von hohen Sätteln rollten.
Kings der Boden zittert und die Lüfte tosen
Vom Gefrach der Tarttschen, von dem Lanzenstoßen.
Und aus dem gewaltig tobenden Getümmel
Blau und schwarz und golden, Speere, Kappen, Schimmel,
Stiegen dampfend Wolken Staubes auf zum Himmel.
Und in Qualm und Rauch und Pferdeschweißes Dünsten
Zeigt der Reiter sich in seinen Sattelkünstn,
Daß voll Neugier bald und bald mit Schreckenslauten
Kings die Frauen bebend auf sie niederschauten,
Bis der Grieswart, seinen Stab emporgewendet,
Jetzt das Zeichen gab: der Buhurt ist beendet. —
folgen andre. Sechsmal ward auf grünem Rasen
Noch an jenem Tage zum Buhurt geblasen.

Aber dann war das Signal zum Tjost gegeben,
Der nur von dem Edelvolke ward geritten,
In der Stechbahn gegenseitig sich zu messen.
Erstlich Mutter Utens königliche Söhne:
Gunther, Gerenot und Giselher der junge,
Und zugleich ihr hoher Gast, der Nibelunge.
folgten dann des Dankrats Hauses Thronvafallen:
Zagen, Herr von Troneck, und sein Bruder Dankwart,
Königlicher Marschall, Volker, Herr von Alzei,
Markgraf Ger, der Alte, Landvogt von der Nordmark,
Markgraf Eckewart, der Schwertgeselle Siegfrieds,
Edler Herr der Zwölferschaft der Nibelungen.
Truchseß Ortwin, Herr von Metz und viele andre
Aus der Blüte der burgundischen Ritterschaften. —

Kunde sei gegeben, wie an jenem Tage
Im Tjostieren Ruhm erwarb der Niederländer:
Herrlich reitet er in rot und goldner Rüstung
Langsam in die Bahn auf dem Brabanter Hengste,
Der die Erde stampfend schlug mit breiten Hufen,
Apfelschimmel, stark und schwer, mit feistem Halse,
Kleinem Kopfe, breiter Brust und kleinen Ohren,
Einen roten Drachen wies das feld der Tarttsche,
Droht, sich ringelnd, feuerspeiend seinem Gegner,
Rote Drachen in den Winkeln der Schabracke,
Drachenhäupter zeigte seines Helmes Decke,
Wenn im Wind sie leuchtend scharlachfarben wallte. —

Also stand er, lodern, eine Feuerflamme,
Das Visier geschlossen, furchtbar in der Stechbahn,
Hochgereckt im Eisensattel, seine Lanze
Eingestemmt im Bügel, harrete seines Gegners. —
Doch, das junge Blut, es dachte nicht an diesen,
Da es Sinn und Seele andres denken hießen,
Seinem jungen Herzen keine Ruhe ließen.
Heimlich späht der Held durch seines Helmes Gitter,
Wieder nach der Golden mit dem blauen Stirnband.
Konnte unbeachtet schauen; tat es lange! —
Mehr denn aller Waffen Dräuen im Turniere,
Dräute süß ihr Anblick seiner Herzenstüre.
Und wohin noch keines Gegners Speerespitze
Drohend zuckte, schoß die Minne kühn die Blitze
Ihrer Pfeile durch des Helmvissiers Schlitz
Tief ins junge, unbewachte Herz des Helden.
Schlug's in seine Kammer heftig, wie ein Hammer. —
Aber plötzlich reckt er sich mit raschem Kucke,

Daß der Hengst sich bäumt vom straffen Schenkeldrucke,
Fasste fester an den glatten Schaft der Lanze,
Also wollte gerne er im Waffentanze
Vor den andern seiner holden Magd zu Ehren
Zeute in der Stechbahn sich als Held bewähren.
Draufend brennt die Feuerseele seines Blutes,
Jauchzt im Vollgefühl reinen Jugendmutes,
Wie ein Knabe froh, im Kampf der Eischenäfte
Zeute zu zeigen seine jungen Manneskräfte.
Daß vor allem seines Herzens süße Fraue
Seine Kraft bewundere, seine Taten schaue. —

Kam da Gerenot, im Sturme angeritten,
Stößt den Speer ihm Siegfried in der Tarttsche mitten,
Daß sie splittert in gewalt'gem Gegenpralle
Und der Starke jählings flog in hohem Falle
Rückwärts in die Stechbahn. Neben ihm im Staube
Kollerte am Boden seine Eisenhaube
Samt dem Jimier. Schmetternd Klang, den Sieger ehrend,
Ein Fanfarenstoß.

Als zweiter Gegner nahte
Marschall Dankwart, der in schlanker Galoppade
Stolz auf edlem Kofse in die Schranken sprengte,
Seinen Gaul parierte, seine Lanze senkte. —
Scharf ein Sporenstich, daß laut die Mähre stöhnte;
Anlauf, Krachen, Sturz — ein leerer Sattel gähnte. —
Reiterlos ein Gaul die weite Bahn durchrannte, —
Staub aufwirbelnd lag der Marschall dort im Sande!
Wieder Klang die Klare, schmetternde Fanfare.
Folgte rasch ein Dritter da zum Lanzenstoße,
Weiß und grün ein Ritter, in dem Schild die Rose,
Reitet eine Stute, die von edlem Blute
Und schon längst den Hengst des Nibelungen wittert,
Tänzelt, bläht die Nüstern, schlägt den Sand und zittert,
Spornst das lichte Kof zu leichtem, muntrem Sprunge
Wirbelnd in die Stechbahn, Giselher, der junge! —
Er pariert, im Bügel stehend, schwingt zum Grusse
Seinen Speer und senkt ihn zum beschienten Fuße.
Droht ihm von des Gegners Schild des Wurmes Rachen.
„Siegfried, mach' es gnädig“, rief er froh mit Lachen.
Jagt auf ihn heran, doch mit gewalt'gem Krachen
Läßt da jener ohne nur im Sitz zu zittern
Ihm zur Lust an seiner Brust die Lanze splintern,
Zweimal, dreimal, daß voll Freude jauchzt der Junge.
Aber dann, beim viertenmal, in hohem Schwunge
Wirft ihn Köpflings in den Sand der Nibelunge. —

Eingestemmt die Lanze im Turniergehube
Farrte der des Vierten in gelass'ner Ruhe,
Um im Ansturm plötzlich ihn zu überraschen.
Schon löst knirschend sich sein Gaul in den Ganaschen —
Spürt den Stich der Sporen, wiehert, steift die Ohren,
Leicht im Bug sich hebend, heftig vorwärtsstrebend,
Sprungbereit beim hellen Klange der Fanfare.
Doch er steht, gebändigt noch durch die Kandare — —
— — Denn dort reitet durch die leere Bahn der Stärkste,
Längste

Der Burgunder, Hagen, auf dem schwarzen Hengste! —
Seine lang am Sattelgurte niederhängend,
Eingelegt die Lanze in die Hüfte zwängend.
Dunkel, mitternächtlich ritt der starke Recke,
Schwarz und rot des Sattels und des Helmes Decke,
Schwarz der samtne Harnischbrock, die Panzerringe,
Und des Stechhelms Kleinod, schwarze Adlerschwinge
Kagte drohend überm Haupt dem Finsterlinge.
Ganz in dunklen Stahl verluppt sein Gaul, der vorne

Auf dem Stirnblatt dräut mit scharfem Eisendorne
Gleich dem Einhorn; reitet schwer daher im Sande
Auf den lauten Heroldsruf des Persevante. —
Also steht er dort, ein finstrier Turm aus Eisen,
Schwer in seinen Bügeln. Seiner Tarttsche Gleisen
Zeigte eine rote Hand im schwarzen Schilde
Mit gespreizten Fingern, die im Kampfgefilde
Aldrianens Sohn in seinen Jugendtagen
Einst dem Aquitanier Walthar abgeschlagen.
Dafür drohte in des Gotenfürst's Paniere
Hagens Augensterne, der starre, blutig-siere,
Den des Goten Speerwurf ihm zu rauben wußte,
Daß er büßen mußte mit des Aug's Verluste. —

Nacht sich Siegfried langsam da der Eingeäugte,
Der zum Stoß die Lanze langsam niederneigte
Und den Eisenleib im Sattel vorwärtsbeugte.
Das Visier gestürzt, gesichtslos, höhnisch lächelnd
Starrt die blöde Eisenmaske; aus den Schlitzgen
Dunkle Lauerblicke ihm entgegenblitzen
Aus dem Einaug eines Wolfes oder Luchses. —
Also hob sich Hagen, riesenhaften Wuchses,
Reitet stampfend auf des Koffes Eisenstelzen
Aufgetürmten Leibes wie ein Eisenselsen. —

Fasste Siegfried da zum ersten Male heute
Ein Gemisch von Grauen und von Kampfesfreude,
Gleich als sei in dunklen Eisenpanzerschienen
Schwarz das Schicksal ihm im Sattelsitz erschienen! —

Zwängt den Sattelgurt sein Schenkel wie aus Eisen
Fester noch, als wollten beide sich verschweißen,
Dachte: „Und wenn dich der Teufel selbst gedungen,
Finstrier Unhold! Wirft mich nicht vom Sattel schmeißen!“
Aber kaum stand jener vor dem Nibelungen,
Waren beide schon zum Toste angesprungen,
Wie vom Lauf der Armbrust weggeschnellte Pfeile. —
Krachten aufeinander wie zwei Donnerkeile,
Dumpf, gewaltig, und der beiden Lanzen splintern.
Aber schon bereit zu neuen Ungewittern
Sah den Schwarzen er im Sattel ohne Zittern,
Schaut erneut im Ansturm ihn vorüberfegen,
Ohne seinen dunklen Eisenleib zu regen.
Spürte immer wieder seines Auges Blitzen
Zucken aus des Helmvissiers dunklen Schlitzgen
Wie ein queres Stechen beim Vorüberflitzen;
Dröhnten immer wieder dumpf die Eichenbohlen,
Und es ward ihm kaum die Zeit zum Atemholen.
Zwölfmal schossen längs der donnernden Barriere
Beide lange Blitze aus gefältem Speere
In gestreckter Galoppade und Carriere.
Zwölfmal in den Schilden sich die Lanzen bogen,
Daß die Splitter krachend in die Lüfte flogen,
Zwölfmal, bis des Tronjers Tarttsche speerdurchstochen,
Zitternd, schweißbedeckt der Hengst ins Knie gebrochen,
Schwer zersetzt, zerknickt des Adlershelms Flügel. —
Aber aufrecht stand der Finstre noch im Bügel,
Straff die Schuppenpanzerfaust geballt am Zügel,
Wie von Erz zur Einheit mit dem Hengst verschmolzen,
Und im Eisensattel grade wie ein Bolzen
Schaut der Andre wieder stoßbereit den Stolzen.
Stemmt sich hoch im Stegreif und sein Schimmel stampfte,
Und die flanke bebte und die Nüster dampfte,
Schaumgeflockten Buges, heft'gen Atemzuges,
Daß der Reiter durch des Gaules stoßend Schnoben
Selbst im Sattel schwankte, auf- und abgehoben. —
Dachte jener: „Lieber kämpf' ich mit dem Wurme.“

Als im Tjoste hier mit diesem Eisenturme! —
Unentschieden blieb des Kampfes letzte Wende,
Grieswart hob die Hände: war der Kampf zu Ende. —

Soll ich weiter künden noch in langer Reihe
Truchseß Ortwins Fall? Wie Volker von Alzeie,
Der die Silberharfe trug im blauen Felde,
Siegfrieds Lanzenstoß vom hohen Sattel schnellte?
Wie in starkem Anprall seine Eberesche
In die Eisensättel schlug noch manche Bresche?
Wie er manchen spielend mit dem Speere fischte,
Ihn im ersten Ansturm schon vom Sattel wischte?
So gewissermaßen im Vorüberreiten,
Wie man ohne Mühe wegtut Kleinigkeiten?
Manchen erstmals nur so aus den Bügeln kippte,
Aber dann mit starkem Stoß vom Gaule kippte,
Daß er plötzlich rücklings Sitz und Bügel räumte,
Seine Fersen hoch im Sand gen Himmel bäumte?
Ohne daß er selbst auch nur im Sattel wippte?
Wie die andern ruhmvoll ihre Lanzen brachen,
Gegenseitig sich von Pferdesrücken stachen,
Köpflings rückwärts rollten ledig der Paniere,
Helm und Harnisch klafften, Tartsch und Harnierere?

Soll ich künden, wie zum festeschlussesglanze
Siegfrieds Lanze blühte in dem Rosenkranze,
Den ein Band umwand von Gold und blauer Seide,
Seines Herzens Fraue Kleinod und Geschmeide,
Das Frau Utens Kind verlieh dem Balmungsschwinger,
Der sich wies als bester Ringer und Bezwingere?
Also daß der Kranz von blauem Band umschlungen
Leuchtend prangte an dem Speer des Nibelungen? —

— Soll ich künden, wie zur Nacht die Süße, Golde,
Ihren Schlummer suchte, nimmer finden sollte?
Wie sie ruhelos auf weißem Pfühle wachte,
Weil sie immer, immer nur an einen dachte,
Den sie als den Stärksten, Herlichsten erkannte,
Der ihr ganzes Herz in Minnefesseln bannte,
Daß sein Bild vor ihr wie eine Flamme brannte?
Und sie erst entschlief, da schon der Morgen graute,
Sie im Traume noch den roten Ritter schaute? —
Frug ihr Herz mit Bangen, halb schon schlafumfangen:
„Ist's der edle Falke, den ich mir gefangen,
Den die grimmen Are mir im Wiesengrunde
Tückisch niederstießen mit der Todeswunde?
O, dann mag ihn Gott der Herrre vor Gefahren,
Vor Bedrängnis, Not und bitterm Leid bewahren,
Wie es Mutter Ute einst gesagt, die gute!“ —

— Sprach's die Seele, lauscht schon erstem Anseltschlage,
Der den Morgen rief mit süßem Sang und Frage, —
Ward entschlummert dann vor Tau und Tage. —

Nachwort des Verfassers zu:

Heinrich von Ofterdingen redivivus.
Das Nibelungenlied.
Fünftes Abenteuer.

Wie die Recken im Turniere Lanzen brachen.

Der Auszug ist entnommen einer freien Neugestaltung des Nibelungenliedes in gebundener Sprache, wie ihn das mittelhochdeutsche höfische Epos bietet.

Der Verfasser bemerkt dazu folgendes: Man hat das Nibelungenlied unser Nationalepos genannt. Wie aber erhält der heranwachsende Deutsche Kenntnis von ihm?

Zunächst durch die große Flut der Sagen- und Märchenbücher, Jugendschriften, geschrieben für die reifere Jugend, dann oft nur durch die nüchternen, in Präzisionsform verfaßten Referate der Schullesebücher als trockene Inhaltsangabe. Selten rafft sich dann der erwachsene Deutsche noch einmal auf, seine mangelhaften Schulkenntnisse zu erweitern und den wahren Inhalt des Gedichtes zu erfahren, da das deutsche Volk die alte Dichtung, dieses „hohe Lied der Treue“, nicht in einer äußeren Form besitzt, die der Bedeutung des Werkes und dem heutigen künstlerischen Empfinden entspricht, so daß sie Allgemeingut des Volkes würde, und nicht ein Vorzugsrecht einer sprachwissenschaftlichen Oberschicht bliebe.

Diese Art, ein völkisches Heldengedicht kennenzulernen, halte ich für unwürdig. Hat der deutsche Jüngling den Vorzug, eine höhere Schule zu besuchen, dann wird er mit dem Inhalt des mittelhochdeutschen höfischen Gedichtes bekannt gemacht, das er bruchstückweise übersetzt. Mühelosler kann er seinen Inhalt aus Übersetzungen von Simrock, Braunfels u. a. erfahren.

Ich sage mühelosler; denn leider sind wir nicht mehr imstande, unseren vaterländischen Heldengesang ohne Schwierigkeiten in der Urfassung zu lesen; die deutsche Sprache hat sich seither sehr verändert. Jenen Übersetzungen aber haften die bekannten Mängel der Übertragung an.

In unsere heutige Sprache übersetzt, unter Beibehaltung der äußeren Form, mit seinem wortkargen, kantigen Gepräge, hat das Heldenlied gewissermaßen sein äußeres, ihm zugehöriges Gewand verloren, und seine großartige Ursprünglichkeit kommt störend zur Geltung. Denn gerade die fromme Scheu, die Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Sprache unserer Altvordern ist es, die uns gefangen hält und uns mit den Gärten, den seelischen Untiefen der Urfassung versöhnt, der die überlegenden Betrachtungen, die Reflexionen, mangeln. Und ist es richtig, ein Gedicht, das angeblich Volksgut sein soll, eben diesem Volke „übersetzen“ zu müssen?

Mehrere Jahrhunderte in Vergessenheit geraten, dann wieder im achtzehnten Jahrhundert ausgegraben, ist das mittelhochdeutsche Nibelungenlied ein ehrwürdiges in unsere Zeit hineinragendes, gewaltiges Granitdenkmal, das, wenn auch bemoost und von Rissen inhaltlicher Unstimmigkeiten durchfurcht, uns als Vermächtnis unserer Altvordern heilig bleiben soll. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß das Volk in seiner Allgemeinheit zu ihm keine Fühlung mehr gewinnen kann. Das Denkmal steht einsam, nur von Wenigen besucht. Es wird stets nur in Gelehrtenkreisen die volle, ihm gebührende Beachtung finden.

Das Nibelungenlied zu einem wahren Besitze des Volkes zu machen, es frei von dem Sprachpanzer, dem starren Strophenbau des alten Liedes in eine Form zu gießen, die unserem dichterischen Empfinden entspricht, aber doch so, daß von der überwältigenden Kraft und Wucht des Heldenliedes, von dem „Riesenmäßigen“, wie sich Goethe ausdrückte, nichts verloren geht, daß seine Gestalten, diese Flammen der Leidenschaft, in ihrer ganzen unerbittlichen Größe vor unser geistiges Auge treten, das ist „des Schweißes der Edlen wert“ und stellt die klare Aufgabe: Die Nibelungenjage als solche einheitlich in einem für das Ohr wohlklingenden Liede zu gestalten, welches dem heutigen Menschen beim Vorlesen Genuß verschaffen soll durch Beweglichkeit und Biegsamkeit der Versverknüpfung, durch Tonfall und Klang des Reimes. Es soll ein Lied sein in gebundener Sprache und, wie jedes Lied, durch das Ohr empfunden werden. Außerlich gehört, soll es durch Versmaß, Reim und Rede die innere Anschauung der Geschehnisse hervorrufen.

Diese bis jetzt noch nicht versuchte Lösung der Aufgabe, den Edelstein reingeschliffen neu zu fassen, wäre nicht nur eine literarische, sondern auch eine vaterländische Tat. —

Natur und Kultur der Urgebirgslandschaft.

I. Die Naturlandschaft.

Unter Urgebirgslandschaft verstehen wir ein aus Urgestein aufgebautes Gebirge. Die Bezeichnung „Urgebirge“ ist zwar heute in der Geologie nicht mehr gebräuchlich. Sie stammt noch aus der Zeit, in welcher man den Granit auch zu den Urgesteinen rechnete. Nachdem dies aber als Irrtum erkannt wurde, spricht man besser von Grundgebirge, auf dem das aus Sedimentgesteinen bestehende Deckgebirge ruht. Da aber für die Geographie die chemischen und physikalischen Eigenschaften eines Gesteins sowie seine Formen und Gestalten wichtiger sind als sein Alter, so kann der alte Name unbedenklich als Bezeichnung für Gebirge beibehalten werden, die in der Hauptsache aus Gneis und Granit aufgebaut sind. Neben diesen zwei Gesteinen treten noch andere auf, und zwar sowohl kristalline Schiefer, wie Glimmer-, Hornblende-, Graphitschiefer, als auch kristalline Massengesteine, so Syenit, Diorit, Gabbro. Auch sonstige Gesteine sind oft so innig mit dem „Urgestein“ verbunden, daß wir sie in den Gesamtbegriff des Urgebirges mit eingliedern können, schon deshalb, weil sie, wenn wir von einigen Ausnahmefällen absehen, im Landschaftsbild keine eigene Rolle spielen und sie sich der Gesamtwirkung anschließen, so daß eine besondere Berücksichtigung bei geographischen Betrachtungen nicht erforderlich erscheint. Granit und Gneis stimmen in ihren Hauptbestandteilen überein. Beide setzen sich vorwiegend aus Feldspat, Quarz und Glimmer zusammen. Dazu kommen noch mehr zufällige Bestandteile, die aber, wie z. B. die verschiedenen Erze oder Graphit und Granat, wirtschaftlich von hoher Bedeutung sein können. Der Unterschied von Gneis und Granit liegt in der Struktur beider Gesteine, die sich selbst wieder aus der verschiedenen Art ihrer Entstehung erklärt. Der Gneis zeigt schichtenförmige Lagerung wie die Sediment- oder Schichtgesteine. Man nennt ein solches Gefüge Schiefer-, Parallel- oder Gneisstruktur. Der Granit stellt eine grob- bis feinkörnige Masse dar, die sich aus einzelnen Kristallkörnern von wechselnder Größe zusammensetzt. Beides sind kristalline Gesteine, und zwar ist der Gneis der Hauptvertreter der kristallinen Schiefer, die zu unseren ältesten und am weitesten verbreiteten Gesteinen gehören. Sie sind die eigentlichen Bildner unserer Ur- und Grundgebirge, in welche dann später der Granit eingedrungen ist. Der Granit gehört zu den kristallinen Massengesteinen, von denen er die weiteste Verbreitung besitzt. Beim Gneis unterscheidet man mehrere Unterarten, die durch die verschiedene Art der Entstehung bedingt sind und von denen besonders zweien eine größere Bedeutung zukommt: der Eruptiv- oder Orthogneis und der Sediment- oder Paragneis. Der erstere wird in Baden nach dem Schapbachtal auch Schapbachgneis genannt. Er ist aus Granitmagma entstanden, das entweder nach seiner Erstarrung durch Gebirgsdruck so stark gequetscht wurde, daß es Schieferstruktur annahm, oder aber die glutflüssige Masse drang bei ihrem Aufstieg in bereits vorhandene Sedimente von schiefriger Lagerung ein und nahm deren Struktur an. Anders liegen die Verhältnisse beim Sediment- oder Paragneis, in Baden auch Kenschgneis genannt. Er ist kein ursprüngliches kristallines Gestein, sondern baut sich aus den Trümmern anderer Gesteine auf, gehört

also zu den Sedimentgesteinen, deren ältestes er wohl sein dürfte. In seine Schichten sind in großer Tiefe glutflüssige Massen eingedrungen und haben sie durch ihre Hitze zu kristallinen Schiefen umgestaltet, ein Vorgang, den man als Kontaktmetamorphose bezeichnet. Seine Hauptbestandteile sind zwar die gleichen wie beim Schapbachgneis und Granit, aber in seinem Verhalten besonders bei der Verwitterung sowie in seinen mehr zufälligen Bestandteilen weicht er von beiden ab, obgleich manchmal so starke Übergänge und Überschneidungen vorkommen, daß beide Arten nur schwer zu unterscheiden sind. Die sedimentäre Natur des Kenschgneises tritt am klarsten in den ihm häufig beigemengten graphitischen Bestandteilen hervor, die, als die älteste Kohlenbildung, auf organischen Ursprung hindeuten. Es sind dunkle, erdige, strukturlöse Nester, die sich im bergfeuchten Zustande mit dem Messer zerschneiden lassen, und die nach dem Trocknen zerbröckeln, wie überhaupt das ganze Gestein meist leichter als der Schapbachgneis und der Granit verwittert.

Der Granit ist eruptiven Ursprungs, aber die aus der Tiefe herausgedrungenen Magmamassen sind nicht bis zur Oberfläche gekommen, sondern unter einer Decke langsam erstarrt. Deshalb gehört der Granit zu den Tiefengesteinen, die man nach dem Gotte der Unterwelt auch als plutonische Gesteine bezeichnet. Infolge der langsamen Erstarrung in der Tiefe konnten sich große Kristalle ausscheiden, die dem Granit seine kristallinkörnige Struktur und seinen Namen verleihen (granum = Korn). Bei seiner Entstehung war der Granit von einer Decke überlagert; er kam also erst nach deren Wegräumung zum Vorschein. Diese umfangreiche Abtragung setzt aber eine kräftige Erosion voraus, die ihrerseits wieder ein starkes Gefälle zur Vorbedingung hat, wie es ein Gebirge mit sich bringt. Daraus erklärt sich auch, warum wir den Granit in der Regel nur im Gebirge antreffen und weshalb wir die durch ihn gebildete Landschaft von vorn herein als Gebirgslandschaft bezeichnen können.

Die Urgebirgslandschaft zeigt in ihrer Oberflächengestaltung ein Landschaftsbild, in welchem wohlgeformte Kuppen und flache Rücken, scharfe Grate mit Türmen, Zinnen und allerlei Felsgestalten mit gewaltigen Felstrümmern wechseln. Es ist die wuchtigste und gewaltigste aller deutschen Landschaften. Wir fragen, welche Faktoren haben dieses grandiose Bild gestaltet? Zunächst trägt das Gestein in sich selbst die Ursache zur Formung eines solchen Landschaftsbildes. Der Granit und Schapbachgneis sind hart; sie trogen lange den zerstörenden Gewalten und bilden darum auch harte und schroffe Formen. Die Kenschgneise zeigen weniger Widerstandskraft, darum weist ihre Oberfläche ruhigere Formen auf; in einem welligen Gelände wechseln weiche Rücken mit flachen Mulden; die Berge sind runder, die Sänge sanfter, scharfe Rücken und gewaltige Blockmeere trifft man hier selten. Wie verschiedenartig das Landschaftsbild sein kann, sehen wir an dem auffallenden Gegensatz zwischen dem Murgtal oberhalb und unterhalb Schönmünzach. Im oberen Tal, das vorwiegend in Kenschgneis eingetieft ist, haben wir ein freundliches, liebliches Bild vor uns. Der

Fluß ist frei von Geröll, grüne Wiesen an sanften Hängen begleiten seine Ufer. Wie ganz anders wird das Bild, wenn der Fluß unterhalb Schönmünzach in den Granit eintritt! Seine vorher so friedlichen Wasser schießen brausend und tosend über die gewaltigen Felsblöcke in seinem Bette. Das Tal wird enger, für Wiesen und Siedlungen bleibt auf weite Strecken kein Raum. Von den Höhen schauen trotzige Felsgestalten herunter und an den Hängen haben sich mächtige Blockmeere angehäuft. Reizvoll ist es auch, verschiedene deutsche Urgebirgslandschaften einander gegenüberzustellen. Welch schroffen Gegensatz enthüllt uns z. B. eine Höhenwanderung durch den mittleren und südlichen Schwarzwald gegenüber einer Kammwanderung auf dem Riesengebirge. Wie verschieden sind die Eindrücke, die wir vom Fichtelgebirge und der Brockenlandschaft empfangen! Neben dem Gestein selbst hat oft auch die Tektonik bei der Gestaltung der Oberflächengestalten eine Rolle gespielt. Die langgestreckten, schmalen Rücken im Gneisgebiet zu beiden Seiten der Schwarzwald-Kinzig stellen noch eine Nachwirkung der alten variszischen Faltungen dar. Außerdem haben die Vorgänge, die zur Bildung des Oberrheinischen Grabens führten, besonders an den Grabenrändern stark auf die Gestaltung des Gebirges eingewirkt. Auch die Eiszeit hat bestimmte Formen herausgearbeitet. Das rinnende Wasser hat die tiefen Täler und engen Schluchten und Klammern eingegraben, das Verwitterungsmaterial fortgeschafft, das Deckgebirge abgetragen und die Terrassen unter dem Deckgebirge aufgedeckt. Die mechanische, chemische und biologische Kleinarbeit der Verwitterung hat die oft so eigenartigen Einzelformen gestalten helfen. Beim Gneis dringen die zerstörenden Kräfte in die Schichtfugen ein und beginnen ihr Zerstörungswerk. Im Granit bilden die Risse und Klüfte, die bei der Erkaltung des Magmas entstanden sind, die ersten Angriffsmöglichkeiten für die Zerstörung des sonst so festen Gesteins. Auch die körnige Struktur ist nicht ohne Einfluß; denn die verschiedenen Gemengteile sind nach Farbe, Härte und Festigkeit verschieden, deshalb wirken die einzelnen Verwitterungsfaktoren ungleich auf sie ein, so bringt z. B. die Erwärmung eine ungleiche Ausdehnung der einzelnen Bestandteile. Beim Erkalten bilden sich deshalb feine Risse, welche dem Spaltenfrost, dem lösenden Wasser sowie den Flechten und Moosen den Weg in das Gestein öffnen. Es entstehen dann zunächst jene gewaltigen, kantengerundeten Würfel, die wie Wollfäcke aufgetürmt erscheinen. Häufig schreitet die Verwitterung der unteren Lagen wegen der größeren Feuchtigkeit und der stärkeren Einwirkung der Flechten und Moose rascher voran als oben. Schließlich können sie die überlagernde Last nicht mehr tragen und das ganze Felsengebäude stürzt zusammen und bedeckt mit seinen Trümmern weithin den Bergücken und die Hänge, wie zahlreiche Felsenmeere zeigen.

Die Verwitterung schafft aber nicht bloß die Formen des Gebirges, sondern auch seinen Boden. Um die Bodenbildung¹ im Urgebirge richtig verstehen zu können, müssen wir uns zunächst die Zusammensetzung der Gemengteile seiner Gesteine näher ansehen. Der Feldspat kann als Kali-, Natron-, Kalk-, Kalknatronfeldspat auftreten. Wir sehen schon aus dieser Aufzählung, daß die Feldspate, die meist die Hälfte des Gesteins ausmachen, dem Verwitterungsboden des Urgebirges eine Reihe von wertvollen Bestandteilen liefern. So enthält der Kalifeldspat, der in der Regel besonders stark vertreten ist, das Kali und wird somit zum Hauptlieferanten dieses so wichtigen Nährstoffes für unsere Pflanzen. Außerdem enthalten die Feldspate Tonerde, die ein wichtiger Boden-

¹ Vergleiche hierzu die „Übersichtskarte der Bodenarten von Baden“ im „Seimatatlas der Südwestmark Baden“.

bildner ist. Die Kalk- und Kalknatronfeldspate liefern Kalk, doch ist die Menge nicht groß und zudem leicht zersetzbar. Er wird von den Pflanzen rasch aufgenommen und vom Wasser aufgelöst und fortgeführt, so daß die Ur- und Grundgebirgsböden zu den kalkarmen Böden gehören. Der Quarz leistet der Verwitterung am längsten Widerstand. Darum besitzt der Verwitterungsboden der „Urgesteine“ immer einen sandig-grusigen Charakter, insbesondere da, wo die feineren erdigen Bestandteile leicht abgetragen werden können. Der Boden wird dadurch locker, für Luft, Wasser und Wärme leicht zugänglich, aber auch leicht auswaschbar. Der Glimmer liefert dem Boden ebenfalls eine Reihe recht wertvoller Bestandteile. Außerdem verhindert er die allzustarke Auflockerung des Bodens und damit auch die Auswaschung und Fortführung der Feinerde sowie die rasche Austrocknung. Aus diesen Ausführungen ergibt sich, daß die durch die Verwitterung von Granit und Gneis entstandenen Böden sowohl nach ihren physikalischen wie auch nach ihren chemischen Eigenschaften als gute Böden angesprochen werden können. Sie sind mineralkräftig, nährstoffreich und infolge einer glücklichen Mischung von Sand und Ton für Wasser, Luft und Wärme genügend durchlässig. Im allgemeinen sind die Gneisböden fruchtbarer als die Böden des Granits, und unter ihnen wieder die Böden des Rhenogneises vorteilhafter als jene des Schapbachgneises, schon wegen der häufig flacheren Lagerung, die ein starkes Auswaschen verhindert. Trotz diesen theoretisch günstigen Ergebnissen gelten die Urgebirgsgebiete nicht als besonders fruchtbar, weil eine Reihe von Faktoren ungünstig auf sie einwirken. Zunächst müssen wir beachten, daß es sich um Gebirgsböden handelt. Die Gebirgslage bringt ein rauheres Klima mit, das die Auswertung des Bodens beeinträchtigt. Sodann aber kann an den Hängen des Gebirges die wertvolle Feinerde leicht ausgewaschen und mit ihr dem Boden Kalk, Kali, Eisenverbindungen und andere wichtige Nährstoffe für die Pflanzen entführt werden. Bei der größeren Niederschlagsmenge im Gebirge wirkt sich dieser nachteilige Einfluß besonders stark aus. So bleibt dann an den Hängen ein dürftiger Grusboden zurück, der nur noch forstlich genutzt werden kann. In höher gelegenen Gebieten mit wenig geneigten Hochflächen kann es dagegen zur Ausbildung von zu starken lehmigen Ablagerungen kommen, so daß die Niederschlagswasser nicht mehr in die Tiefe dringen können. Es bilden sich dann Hochmoore, die den Wald nicht mehr aufkommen lassen, zumal die Höhenlage die nachteiligen Wirkungen auch hier verstärkt. Wieder an anderen Stellen dringen die Niederschläge wohl in die Tiefe, aber sie nehmen aus den Rohhumusböden eine Anreicherung von Humusäure mit, die ihrerseits wieder die Kieselsäure der Verwitterungslande auflöst, um sie in etwa ein Meter Tiefe wieder auszuscheiden. Dadurch verbacken die dort lagernden Verwitterungsmassen zu einem neuen Stein, dem Ortstein, dessen Bildung die weitere Existenz des Hochwaldes gefährdet. Wo Wind und Wasser den Sand und Grus abtragen, da bleibt nur noch der nackte Fels übrig. So können die Granit- und Gneisböden die verschiedenartigsten Ausbildungen zeigen, vom fruchtbaren, nährstoffreichen, gut durchlüfteten und reichlich durchfeuchteten lehmigen Sandboden bis zum waldfeindlichen Hochmoor oder dem vegetationsleeren Blockmeer.

Wiederholt wurde in den bisherigen Ausführungen auf klimatische Einflüsse hingewiesen, die aber nur indirekter Natur sein können, da das Gestein an und für sich keinen besonderen Klimatypus schaffen kann. Diese indirekten Wirkungen hängen zunächst damit zusammen, daß die Urgesteine in der Regel ein Gebirge bilden, das dann durch seine Höhe und Richtung auf das Klima einzuwirken vermag.

Das Gestein selbst kann die Wirkung der Atmosphären fördern oder hemmen. Die Höhenlage bedingt zunächst eine Temperaturabnahme, mithin einen verstärkten Einfluß des Frostes, dem die grobkörnige Struktur des Granites und das Schichtgefüge des Gneises Angriffspunkte bieten. Die Temperaturabnahme mit zunehmender Höhe vermindert auch den Pflanzenwuchs. Mit den Bäumen fehlt dem Boden aber ein wichtiger Schutz. Die Abtragung der Verwitterungsprodukte wird erleichtert und dadurch den Verwitterungsfaktoren immer neue Möglichkeiten geboten. Die Temperaturabnahme bedingt zugleich auch eine stärkere Abkühlung der Winde und damit reichlichere Niederschläge, die ihrerseits wieder eine stärkere Abtragung des Verwitterungsmaterials, die Bildung von Hochmooren und von Ortstein zur Folge haben können. Die kühleren Temperatur läßt die Niederschläge in weitem Umfange als Schnee fallen. Dies hat in den höheren Gebirgen in der Eiszeit zur Gletscherbildung geführt, welche die Kare ausweiterten und mit ihren Moränen die Karseen aufstauten. Zur Temperaturabnahme gesellt sich mit zunehmender Höhe die Abnahme des Luftdruckes. Die dünnere Luft ermöglicht eine leichtere Ein- und Ausstrahlung und begünstigt somit einen raschen Temperaturwechsel, der sich wieder in einer stärkeren Verwitterung des Gesteins geltend macht. Diese Wirkung wird durch die Hanglage noch verschärft. Der starke Temperaturwechsel bedingt in Verbindung mit der freien Höhenlage eine starke Windbewegung, die eine große Verdunstung im Gefolge hat. Diese wird im Winter, wenn der Boden gefroren ist, dem Baumwuchs gefährlich. So entstehen auf freien Höhen mit sonst günstigem Boden die weiten waldfreien Flächen. Die Menge der Niederschläge in einem Gebirge hängt davon ab, wie es zu den regenbringenden Winden gestellt ist. Die Regenseite hat stärkere Abtragung und deshalb auch stärkere Verwitterung. Auch in der Schneeschmelze wirken sich die mildereren Regenwinde aus, deshalb liegen die Kare auf der Ost- und Nordseite des Schwarzwaldes, wo auch heute noch der Schnee länger liegen bleibt.

Das Wasser in der Urgebirgslandschaft ist sehr weich. Seine Härte schwankt zwischen $1,2^{\circ}$ bis $1,5^{\circ}$, während das Wasser in den Kalkgebirgen Härten von 15° bis 17° aufweist. Als Trinkwasser ist deshalb das Wasser aus Granit und Gneis fast zu weich; es enthält nicht viel Mineralsalze, vor allem zu wenig Kalk zum Aufbau unserer Knochen. Als Gebrauchswasser hingegen für die Industrie und für verschiedene Gewerbe hat es viele Vorzüge. Seine Temperatur ist kühl, darum nehmen wir auf unseren Wanderungen so gerne einen Trunk aus frischer Quelle. Die Farbe ist klar und hell, nur wenn es aus Hochmooren kommt, bringt es eine bräunliche Färbung mit, die aber seine Klarheit und Durchsichtigkeit nicht beeinträchtigt. Unsere Urgebirge sind reich an Wasser. Eine große Zahl unserer Bäche, Flüsse und Ströme entspringt im Urgebirge. „Hier ist des Stromes Mutterhaus.“ Das Gebirge fängt die regenbringenden Winde ab und zwingt sie zu Steigungsregen. Niederschlagshöhen bis zu 1500 mm Höhe sind keine Seltenheit. Die Höhenlage bedingt reichlichen Schneefall. Die Schneereise bleiben bis in den Hochsommer hinein liegen und werden zu ergiebigen Wasserspendern. Die Hochmoore und Moosdecken sorgen dafür, daß auch im Hochsommer der Quell nicht versiegt und Bäche und Flüsse rauschen. Liegt über dem Urgebirge als Grundgebirge noch eine wasserdurchlässige Decke wie der Buntsandstein, so wirkt auch diese als Wasserfänger, und auf der Terrasse des Grundgebirges bildet sich ein Quellhorizont, der reichlich Wasser spendet. Aber auch sonst sprudelt überall im Urgebirge aus seinen Klüften und Spalten der Felsenquell. Gerade in diesem Reichtum an Wasser besteht ein grundlegender Unter-

schied zwischen der Urgebirgslandschaft und der Welt des Buntsandsteins. Das Wasser bringt Leben in die Natur. Schon seine Bewegung an sich ist Leben. Sein Rauschen und Tosen in den engen Tälern und Schluchten, in den tief eingeschnittenen Klammern unterbricht in wohlthuender Weise die oft unheimliche Stille der Waldeseinsamkeit. Das Wasser ist auch die Ursache eines reicheren Tierlebens. Dazu kommt noch, daß manche Gesteinsstufe das gleichmäßige Gefälle der Gebirgsbäche unterbricht oder ein Felsriegel den Bach durchquert; dann entstehen die herrlichen Wasserfälle, dieser so reizende Schmuck der Urgebirgslandschaft, vor allem des Schwarzwaldes. Auch die stehenden Gewässer, die stillen Bergseen, fehlen dem Urgebirge nicht. Die meisten von ihnen sind Kinder der Eiszeit. Wie Perlen liegen sie eingebettet in die Gänge der Gebirge, im Hintergrunde abgeschlossen von einer steilen Felswand, auf den Seiten meist umrahmt von stattlichem Hochwald, der sich in dem Wasser spiegelt. Ernst und verjüngt liegen sie da, ein Bild des Unergründlichen und Geheimnisvollen. Darum wählt sie auch die Sage so gerne zu ihrem Schauplatz. Schwarzwald, Böhmer Wald und Riesengebirge sind mit solchen hübschen Gaben bedacht. Was der Harz an Seen zeigt, sind künstliche Gebilde, Wasserfänger für den uralten Bergwerksbetrieb, die Vorläufer unserer heutigen Stauwerke. Neben dem kühlenden und erfrischenden Trunk spendet das Urgebirge auch heilende Wasser. In den tiefen Klüften und Spalten der Erde empfängt das Wasser eine höhere Temperatur. Damit steigt auch seine Lösungskraft. Mineralquellen und Thermen sprudeln aus dem Boden als Segenspenden für die leidende Menschheit. Der Granit vor allem ist reich an solchen Gaben. Schon dem alten Theophrastus Bombastus von Hohenheim, gemeinhin Paracelsus genannt († 1541), ist aufgefallen, daß die Mineralquellen des nördlichen Schwarzwaldes an den Granitzug gebunden sind, der von Baden-Baden über Herrenalb und Wildbad nach Liebenzell zieht und immer in den Flußtälern aufgedeckt wird. Von ihm soll der Ausspruch stammen: „Baden, Wildbad, Liebenzell springen all aus einem Quell.“

Die Pflanzenwelt einer Landschaft wird durch den Boden und das Klima bedingt. Der Boden des Urgebirges erhält seine Eigenart durch den Reichtum an Kieselsäure und die Armut an Kalk. Die Kieselsäure in der Form von Sandkörnern leistet der Verwitterung am längsten Trotz und stellt darum das Bleibende im Boden dar. Deshalb nähern sich bei stark fortgeschrittener Auslagung und Auswaschung die Böden des Urgebirges denen des Buntsandsteins. Kalkpflanzen meiden in der Regel das Urgestein. Wo wir aber doch einmal solche finden, da zeigen genauere Untersuchungen, daß Kalk in irgendeiner Verbindung und wenn auch nur in geringen Spuren vorhanden ist oder durch einen Zufall an die Stelle gelangt. Das Klima wirkt sich, wie schon mehrmals hervorgehoben wurde, im Urgebirge hauptsächlich durch den Gebirgscharakter der Landschaft aus. In milden Klimaten, wie an den Rändern der Oberrheinischen Tiefebene, gedeiht auf dem Urgebirgsboden an den unteren Gängen in sonnigen Lagen die echte Kastanie. Sie liebt einen Kieselsäurereichen, lockern, tiefgründigen und mäßigfeuchten Boden, wie ihn Granit und Gneis liefern. Da sich die sandig-grusigen Böden dieser Gänge leicht und stark erwärmen, sind sie auch für den Weinbau geeignet. Zur Kastanie gesellt sich in der Region der Vorberge und des Sügellandes die Trauben- oder Winterrebe, die auch einen Kieselsäurereichen Boden bevorzugt. Da sie aber keine große Winterkälte ertragen kann, geht sie nicht hoch ins Gebirge hinauf. Die Buche ist mehr der Baum des Kalkbodens. Wir finden sie deshalb in der Urgebirgslandschaft nicht häufig. Da sie kälteempfindlich ist, wächst sie in höheren Lagen

nur an geschützten Stellen. In das Gebiet der Laubbäume schließt sich die Weiß- oder Edeltanne an. Sie bevorzugt quarzhaltigen Boden, und zwar muß er locker und tiefgründig sein. Kälte und austrocknende Winde kann sie nicht gut vertragen, ebenso ist sie gegen Temperaturschwankungen empfindlich. Sie meidet deshalb die höheren Lagen und sucht gerne den Schutz anderer Bäume. Der wichtigste Waldbaum der Urgebirgslandschaft ist die Kottanne oder Fichte. Ihre starke Beastung und ihre dichtgestellten Nadeln geben ihr im geschlossenen Bestande ein dunkles, düsteres Gepräge. So bestimmt sie in vielen Fällen das Bild der Urgebirgslandschaft so sehr, daß gar häufig Gebirgs- und Waldbezeichnung zu gleichwertigen Begriffen werden, wie die Namen Schwarzwald, Böhmer Wald, Odenwald, Thüringer Wald, Harz zeigen. Die Kottanne ist ein echter Gebirgsbaum. In der Höhe findet sie die feuchte Luft, die sie benötigt. Im Gegensatz zu der Föhre verlangt sie einen stets gleichmäßig durchfeuchteten Boden, da sie Austrocknung nicht ertragen kann, weil ihr flacher Wurzelkreis nicht in der Lage ist, das Wasser aus größerer Tiefe heraufzuholen. An trockenen, sonnigen Halden zeigt sie deshalb auch nur langsamen Wuchs. Hier räumt sie den Platz gerne der Föhre, dem anspruchslosesten unserer Waldbäume. Stagnierende Nässe und Torfboden kann die Fichte auch nicht ertragen. Gegen die Baumgrenze hin und in exponierten Lagen bildet sie besondere Wuchsformen aus, die so recht ein Bild des Kampfes mit den feindlichen Gewalten am Grenzberich der Baumvegetation sind, es seien hier nur die Schneebruchfichte und die Spitzfichte des Arabers im Böhmer Wald mit ihren merkwürdigen Ästen genannt. Alle diese Formen sind schon Kampf- und Grenzformen und stellen Übergänge zum Zwergwuchs und Krummholzwuchs dar, jenen letzten Anpassungen unserer Bäume an die klimatisch und physiologisch gleich ungünstigen Wuchsverhältnisse in den höheren Lagen unserer Gebirge. Der wichtigste Vertreter dieser Vegetation ist die Bergkiefer und ihre Abarten, die Legföhre oder Latschen, auch Krumm- oder Knieholz genannt. Wir finden sie im Schwarzwald, im Böhmer Wald, im Fichtelgebirge und in sehr starker Verbreitung im Riesengebirge. Ihre Stämme kriechen auf dem Boden hin, richten sich in ihren oberen Teilen auf, schließen sich oft zu so dichtem Gestrüpp zusammen, daß die damit bewachsenen Gebiete undurchdringlich werden. Die Moore tragen ihre eigene Flora, die sich meist aus Torfmoosen, Wollgräsern, Binsen, Sauergräsern, Sonnentau, Zwergbirken, Latschen, Moosbeeren usw. zusammensetzt. Die oberste Region über der Baum- und Krüppelgrenze wird überall da, wo stagnierende Wasser fehlen, von den offenen Matten, den Bergweiden, eingenommen; es sind die „Feldberge“. Flechten und Moose, dichte Grasnarben und zerstreute Graspolster, Zwergsträucher und Kräuter setzen sie zusammen, manchmal ist noch ein Überbleibsel aus der Eiszeit darunter. Wo die Gipfel und Rücken ganz mit Felstrümmern übersät sind, da bilden noch Flechten die Überzüge, die dem Gestein eine bestimmte Farbe geben, wie das Gelbgrün auf dem mächtigen Granittrümmerhaufen des Lusen im Böhmer Wald, oder ihm sogar Duft verleihen, wie das „Veilchenmoos“, eine rötliche Alge auf den Glimmerschiefertrümmern der Schneekoppe. Aber manchmal reckt sich noch aus den Felstrümmern ein Pflänzchen, wie die Zwergprimel, das „Zabmichlieb“ im Riesengebirge oder der Teufelsbart mit seinen weißen Blütensternen und langgeschwänzten Früchten. In den feuchten Spalten überrascht uns hie und da der goldgrüne Glanz des Leuchtmooßes, so im Schneeloch am Ochsenkopf im Fichtelgebirge. Zusammenfassend dürfen wir sagen, daß der Boden des Urgebirges in erster Linie ein Waldboden ist; auf ihm hat vor allem der Fichtenwald seine optimale Lebenszone. Und es ist

nur eine Folge dieser Tatsache, wenn gerade auf Urgebirgsboden allein noch in deutschem Lande, im Kubany im Böhmer Wald, sich der Urwald in seiner unberührten Form erhalten hat. Hier allein können wir noch sehen, wie einst unsere deutschen Gebirgswälder ausahen, als der Mensch noch nicht seine pflegende und zerstörende Hand an ihn gelegt hatte. Ungeheure Waldriesen erheben sich, oft auf Stelzwurzeln gestellt, weil die Baumleichen, auf denen sie einst wuchsen, längst restlos der Fäulnis anheimgefallen sind. Was alt und morsch zusammenbricht oder was der Sturm zu Boden wirft, bleibt liegen. Vergebens versucht man in diese Wildnis einzudringen. Nirgends findet der Fuß einen sicheren Halt. Hier versinkt er in den Spalten des Gerölls, das eine Moosdecke trügerisch überzieht, dort bricht der morsche Baumstumpf unter unserem Tritt zusammen. Ein Moderduft umgibt uns. Man glaubt sich in eine ganz andere Welt versetzt und doch ist es deutscher Boden. Es ist der Wald aus der Urzeit unserer Väter. Welchen Kampf, welche Mühen und Arbeiten hat es gekostet, um aus solcher Wildnis den wohlgepflegten Forst zu machen. Dem Einfluß der Urgebirgslandschaft können sich auch die Tiere nicht ganz entziehen, wenn er sich auch naturgemäß nicht so stark auswirkt wie bei den Pflanzen, weil die Tiere nicht so innig mit dem Boden verbunden sind. Das Wasser der Urgebirgsbäche schießt rasch dahin, stößt sich an den Felsblöcken im Flußbett, spritzt als Gischt in die Höhe. Diesen Fahrnissen müssen Tiere Trotz bieten können, die in den Gebirgsbächen leben wollen. Die Forelle ist solchen Hindernissen gewachsen. Dank ihrer schlanken Gestalt und ihrer kräftigen Muskulatur hüpfst und schnalzt sie ebenso munter wie der Bach selbst. Sie ist hier in ihrem richtigen Element. Die Flußperlmuschel liebt das weiche, kalkfreie Wasser. Gegen seine heftigen Bewegungen ist sie durch eine dicke Schale und ein starkes Schloß geschützt. Das frische Wasser der zahlreichen Quellen lockt das Wild und die Vögel in den Wald. Darum herrscht im Walde des Urgebirges nicht die feierliche Stille des wasserarmen Buntsandsteinwaldes. In ihm hämmert der Specht, schreit der Eichelhäher, singt so mancher Sänger, und gerne folgen unsere Blicke den munteren Sprüngen des Eichhörnchens. Nur die Gehäuse Schnecken meiden das Urgestein; es bietet ihnen zu wenig Kalk für ihre Schale. Der Kalkmangel macht sich auch im Knochenbau des Wildes bemerkbar. Immer wieder ist in den bisherigen Ausführungen auf einzelne Gebirge hingewiesen, die Erscheinungen bieten, welche der Urgebirgslandschaft eigen sind. Es erscheint deshalb zweckmäßig, alle deutschen Mittelgebirge zusammenzustellen, in denen Granit und Gneis sowie verwandte Gesteine in größerem Umfange vorkommen.

An die Spitze dürfen wir den Bayerischen und Böhmer Wald stellen, weil dies dasjenige deutsche Mittelgebirge ist, das im weitesten Umfang dem Urgestein sein Gesamtbild verdankt. Im Bayerischen Wald herrscht der Granit vor, ebenso im südöstlichen Teil des Böhmer Waldes, der sonst vorwiegend aus Gneis besteht, nur in der Mitte, zwischen Eisenstein und Furth, liegt Glimmerschiefer, dem selbst wieder Hornblendeschiefer eingebettet sind. Es hängt wohl mit dem hohen Alter des Gebirges zusammen, wenn im Landschaftsbild des gesamten Gebirges die Verschiedenheit des Bestehens kaum in Erscheinung tritt. Im ganzen Gebirge wechseln langgezogene Rücken mit wohlgerundeten Kuppen, an den schroffen Hängen oder auf einzelnen Höhen liegen Felstrümmer und Blockmeere. Der Wald trägt vielfach urwaldartigen Charakter, der sich dann im Kubany zu seinem höchsten Ausdruck steigert. Aus Glimmerschiefer besteht das Künische Gebirge, das sich nordwestlich von Eisenstein hinzieht. Sein schmaler Kamm trägt Felsformen von Hochgebirgscharakter. Als stumpfe, massige

felskuppen sind ihm die zwei Gipfel des Oßer aufgelagert. In den alten Karnischen seines Ganges liegt der Schwarze See, der größte See des Böhmer Waldes, sowie der Teufelssee. Der Parallelzug zum Künischen Gebirge ist aus Gneis aufgebaut. Er trägt an seinem südlichen Ende den Großen Araber, die höchste Erhebung des ganzen Gebirges. In die Nischen seiner Gänge schmiegen sich der Große und der Kleine Arabersee. Am Aufbau des Rachel-Lufenzuges südöstlich von Zwiesel beteiligen sich sowohl Granit als auch Gneis. Der Lufen trägt auf seinem Rücken einen gewaltigen Trümmerhaufen von Granitblöcken, während der im Norden liegende Rachel aus Gneis besteht. An seinem Gang liegt der Rachelsee. Im Bayrischen und Böhmer Wald haben wir den Rest eines Gebirges vor uns, das sich einst als gewaltiges Hochgebirge, den Alpen gleich, aufstürmte und dann abgetragen wurde. Eine Überdeckung durch jüngere Sedimentgesteine, wie bei einer Reihe anderer Gebirge, scheint nicht mehr stattgefunden zu haben. Darum herrschen fast überall reife Formen in der Landschaft vor und ein alter, mächtiger Schuttmantel lagert an den Gängen. In der Tertiärzeit haben tektonische Vorgänge den ganzen Bayrischen Wald in einem gewaltigen Spalt aufgerissen, der sich mit Quarz füllte und so den schneeweißen, fast 150 km langen Gang schuf, den Pfahl, der eine markante Erscheinung im Landschaftsbild darstellt. Auch die Eiszeit hat am Böhmer Wald geformt; dafür sind u. a. die Kare mit ihren stillen, dunklen Seen Zeuge.

Beim Fichtelgebirge lagert sich um den kristallinen Kern von Granit und Gneis eine Reihe anderer Gesteine. Die höchsten Erhebungen, wie Schneeberg und Ochsenkopf, bestehen aus Granit. Die Höhen tragen gewaltige Felsenmeere, von denen die Luisenburg schon Goethes Aufmerksamkeit weckte.

Das Sächsische Erzgebirge baut sich in weitem Umfange auch aus kristallinen Gesteinen auf, und zwar im Westen aus Granit, an ihn schließt nach Osten nach Zwischenschaltung älterer sedimentärer Schichten eine schmale Zone von Glimmerschiefer an, der auch die beiden höchsten Erhebungen, der Fichtelberg und der Keilberg, angehören. Der ganze Osten wird bis in die Nähe der Elbe von Gneis eingenommen. Der Gesamtcharakter des Erzgebirges wird aber mehr durch die Tektonik als durch das Gestein bestimmt. Als in der Tertiärzeit das böhmische Massiv längs der Grabenlinie, die heute den Südrand des Gebirges bildet, einbrach, hob sich die erzgebirgische Scholle. Es entstand eine nach Norden geneigte schiefe Ebene, eine Pultscholle. An deren Südrand sammelt die Eger und weiter östlich die Biela die von der Steilwand herabkommenden Gewässer. Gegen Norden aber fließen von der zu wohlgerundeten Kuppen geformten Randkante der Scholle über ihre flachgeneigte, wellige Oberfläche die zahlreichen Flüsse des Landes, oben in breiten Mulden, dann in tiefeingeschnittenen Schluchten und zuletzt wieder in weiten Tälern in das Flachland hinab. Sie zerschneiden das alte Faltengebirge und arbeiten an den Rändern der Täler eine Reihe von romantischen Felslandschaften heraus, vielgestaltige Granitklippen, die meist unter Naturschutz stehen.

Steigt man in Dresden auf die Höhen rechts von der Elbe hinauf, so zeigen uns ein grüner Boden und einzelne Felsblöcke, daß wir uns in einer Granitlandschaft befinden. Es ist die Lausitzer Granitplatte, die im Westen von der Elbe zwischen Dresden und Meißen und im Osten von der Neiße von Jittau bis Görlitz begrenzt wird. Nicht immer hat man den Eindruck, in einer Granitlandschaft zu wandern, da in weiten Gebieten sich eine Lößdecke über den Granit lagert, die einen regen Ackerbau und gute Besiedlung ermöglichte. Auch hier ist ein altes Faltengebirge eingeebnet worden, das aber südlich von Bautzen und westlich von Görlitz

seine granitene Natur erkennen läßt. Waldbedeckte Kuppen erheben sich bis zu 600 m Höhe und einzelne Höhenzüge und kleinere Gebirge zeigen Landschaftsbilder, wie man sie in dieser Gegend gar nicht vermuten würde. Südlich von Hochkirch, dem Schlachtort von 1758, ziehen die beiden Granitwälle des Zorneboh und Bieleboh hin, die durch den Lunewalder Grabenbruch voneinander getrennt sind. Wie gewaltige granitene Matrizen scheinen die Felsblöcke aufeinander getürmt. Nicht minder romantisch sind die Königshainer Berge nordwestlich von Görlitz. Hier ruft der Teufelsstein mit seinen Kesseln und „Blutrinnen“ Erinnerungen an die Giersteine bei Vermersbach im Murgtale wach. Und der benachbarte Totenstein, eine uralte Opferstätte, ist wohl das älteste geschützte Naturdenkmal; denn König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen war bei einem Besuch im Jahre 1844 so für den Stein begeistert, daß er ihn durch eine eigene Urkunde unter Schutz stellte.

An die Lausitzer Granitplatte schließt sich nach Südosten der Gesamtzug der Sudeten an. Er beginnt im Westen mit dem Rücken des Isergebirges, dessen höchster Teil, der Iserkamm mit der Tafelsichte, aus Gneis besteht. Dann folgt das Riesengebirge, jener gewaltige Kamm, auf welchem die Granitklippen wie Ruinen aufsitzen. Eine Kammmwanderung auf dem Riesengebirge gehört wohl zu den eindruckvollsten Wanderungen, die wir in unseren deutschen Mittelgebirgen unternehmen können. Sie führt uns vorbei an all den Felstrümmern, Granittürmen, Steinkanzeln, Felsgruppen, wie Keisträger, Sausteine, Quarzsteine, Hohes Rad, Große und Kleine Sturmhaube, Mittagstein. Wir werfen unsere Blicke hinab in die wilden Felskessel der Schneegruben, zu dem Großen und Kleinen Teich. Schließlich führt uns der Weg über den Moorboden des Koppensplans an den Fuß der Schneekoppe, die sich als dreiseitige Pyramide aus Granit und Glimmerschiefer noch fast 200 m über den Koppensplan erhebt (1605 m). Der Aufstieg zum Gipfel über den Jubiläumsweg gibt uns noch einmal ein anschauliches Bild vom Sondercharakter des Riesengebirges. Wir schreiten entlang an der Steilhalde über dem Melzergrund, dessen Talsohle 500 m unter uns liegt. Neben uns zunächst jenes gewaltige Steintrümmersfeld, wie es nur dem Riesengebirge eigen ist, dann folgt unten der geschlossene Knieholzgürtel, der weiter hinab in die Waldregion übergeht. Eine Ausschau von dem windumrauschten Gipfel der Koppe läßt uns einen Blick tun in eine Bergwelt von seltener Großartigkeit und Erhabenheit, und was uns jetzt mit besonderer Freude erfüllt: dieser Blick gilt nur deutschen Landen und deutschen Bergen.

Weiter im Osten umgrenzen Urgesteine, vor allem Gneis und Glimmerschiefer, den Glazer Kessel und gehen über in das Altvater-Gebirge, das in der flachgewölbten Glimmerschieferkuppe des Altvaters mit 1490 m die höchste Höhe erreicht. Dann schwenken die Urgesteine nach Südwesten um und tauchen gleichzeitig unter, um erst in den Böhmischemährischen Höhen wieder zu erscheinen, wo sie den südöstlichen Abschluß des ausgedehnten kristallinen Grundgebirges des Böhmisches Beckens bilden. Damit ist das Viereck geschlossen, das als Böhmer Wald, Erzgebirge, Sudeten und Böhmischemährische Höhen den Böhmisches Kessel umgibt.

Wir kehren wieder nach Mitteldeutschland zurück. Am Aufbau des Thüringer Waldes sind kristalline Gesteine nur in geringerem Umfange beteiligt. Erwähnenswert sind die Gneise von Münsberg an der Grenze zwischen Fichtelgebirge und Frankenwald, südwestlich von Hof. Sie bilden eine rechteckige Platte von ungefähr 500 qkm Flächeninhalt. Von den Granitstöcken, die sich im Anschluß an die karbonischen Faltungen im Thüringer Wald bildeten, wurden bei der

Abtragung des Deckgebirges einige freigelegt, so der Beerberg und der Gerberstein südöstlich von Kuhl, ein Granitkegel, der von einem Felsenmeer bedeckt ist.

Auch im Harz sind in der Zeit der Karbonischen Faltung Granitstöcke aufgedrückt worden, so die Gebirgsmassive des Brockens und des Rambergs südlich von Thale. Diese emporgedrückten gutflüssigen Magmen haben Ausläufer in die umgebenden Sedimentgesteine gesandt, so u. a. den aus Granitporphyr bestehenden Bodengang, dem auch die Kofstrappe angehört, ein wuchtiger Granitpfeiler, wohl die schönste Felspartie des Harzes. Auch im Brockenmassiv hat die glühendflüssige Masse der Granite und die von ihnen ausgehenden heißen Dämpfe die benachbarten Sedimentgesteine zu harten Hornfelsen umgewandelt. Überhaupt besteht der Harz aus einer Reihe von alten Schiefen, die vielfach von Quarziten durchsetzt sind, so daß sie Berg- und Felsformen bilden, welche denen der Urgesteine gleichkommen. Der Brocken ist mit Granittrümmern bedeckt und weist einige interessante Felsgebilde auf, wie das Herenwaschbecken, die Teufelskanzle, der Herenaltar. Der lockere Verwitterungsgrus wird Herensand genannt.

Alle Randgebirge der Oberrheinischen Tiefebene weisen kristalline Gesteine auf, und zwar in einer Form und Ausdehnung, daß ihnen bei der Gestaltung des Landschaftsbildes eine wichtige Bedeutung zukommt. Ihre landschaftliche Wirkung wird noch dadurch herausgehoben, daß die Urgebirgslandschaft zu der anschließenden Landschaft des Buntsandsteins einen scharfen Gegensatz bildet. Sie ist stärker durchstalt, abwechslungsreicher in ihren Formen, trägt in niederen Lagen selten geschlossenen Wald und ist reicher besiedelt. Schon beim Speffart, bei dem nur eine kleine Fläche des Grundgebirges von der überlagernden Buntsandsteindecke befreit ist, treten diese Gegensätze deutlich in Erscheinung. Zwischen Gelnhausen und Aschaffenburg liegt ein Gelände mit weiten Tälern, flachen Hängen, ertragreichen Ackerfeldern und nur kleinen Waldresten. Es ist das Gebiet der kristallinen Gesteine; neben einem granitartigen Gneis tritt noch Glimmerschiefer auf; sie bilden nur da schroffere Formen, wo sie stärker mit Quarz durchsetzt sind. Es ist die offene Kulturlandschaft des Vorspeffarts, hinter der dann im Osten die Wand des Buntsandsteins aufsteigt, der für die weite Waldlandschaft des übrigen Speffarts die Unterlage bildet.

Ähnlich liegen die Verhältnisse im Odenwald. Auch bei ihm wurde am Westrande die Buntsandsteindecke abgetragen und das Grundgebirge freigelegt. Schon auf den ersten Blick erkennt man den Unterschied: im Westen die reichgegliederte Landschaft mit ihren gewölbten Bergkuppen und tief eingeschnittenen Tälern, im Osten die geschlossene Hochfläche des Buntsandsteins. Der kristalline Odenwald läßt sich nach seiner Gesteinszusammensetzung selbst wieder in einen östlichen und westlichen Teil gliedern. Der östliche Teil, das Böllsteiner Gebirge, erinnert mit seinen Granitgneisen an den Vorspeffart. Er hat einen mehr Kuppelförmigen Bau und steigt in der Böllsteiner Höhe bis zu 400 m auf. Der westliche Teil, das Bergsträßer Gebirge, liegt zwischen Heidelberg und Darmstadt. Seine bedeutendste Höhe am Westrande ist der Melibokus oder Malchen; ihm kommt der Felsberg nahe, der durch seine ausgedehnten Felsenmeere, deren gewaltige Blöcke schon von den Römern bearbeitet wurden, eine besondere Berühmtheit erlangt hat. Am Aufbau des Bergsträßer Odenwaldes sind alte Schiefer und Eruptivgesteine beteiligt, die meist eine weitgehende Umgestaltung durch aufsteigende Magmamassen erfahren haben. Zu ihnen gesellen sich im Süden bei Dossenheim und Schriesheim Porphyre. Im

älteren Gebirge erkennt man noch deutlich die von Südwesten nach Nordosten streichenden Faltenzüge des alten variskischen Gebirges, das in der Steinkohlenzeit sich aufwölbte — darum auch Karbonische Alpen genannt — und als gewaltiges Hochgebirge ganz Mitteleuropa durchzog.

Zum Schluß kommen wir zu dem stattlichen Brüderpaar im südlichen Teile der Oberrheinischen Tiefebene, dem Schwarzwald² und Wasgenwald. In der Gestaltung ihrer Oberfläche haben die kristallinen Gesteine einen großen Anteil, weit größer als beim Speffart und Odenwald, so daß sie in ausgedehnterem Maße als diese das Bild einer Urgebirgslandschaft zeigen. Die beiden Brüder sind eines Stammes. Sie sind ein Überbleibsel des längst abgetragenen variskischen Gebirges, aber auch der Rest eines Gewölbes, dessen mittlerer Teil zusammengebrochen ist und nun unter dem Schuttmantel der Oberrheinischen Tiefebene begraben liegt. Seit diesem Zusammenbruch und der dadurch hervorgerufenen Trennung der beiden Gewölbeteile haben zahlreiche Faktoren an der weiteren Zerstörung der zwei Hälften gearbeitet, aber die alte Zusammengehörigkeit ist immer noch erkennbar. Schon der der Innenseite zugekehrte Steilrand der beiden Gebirge weist darauf hin, ebenso die gleichmäßigen, sanften Abdachungen nach außen. Auch an der Gesteinszusammensetzung und am inneren Bau erkennt man deutlich die ehemalige Verbundenheit. Die älteren Schichten und Gänge, die früh angelegten Mulden und Rücken und auch einzelne Flußläufe zeigen hüben und drüben das nordöstliche Streichen des variskischen Gebirges. Wegen dieser Nordostrichtung liegen die entsprechenden Erscheinungen beider Gebirge im Schwarzwald immer nach Norden verschoben, was bei Vergleichen zu beachten ist. Beide Gebirge steigen im Süden rasch zu ihrer höchsten Höhe empor. Von den hohen Kuppen schweift der Blick hinab in die Täler, an deren Ursprung, als Werk der Eiszeit, manchmal ein See liegt. Nach Norden und außen senken sich beide Gebirge. Das Urgestein verschwindet unter der Decke des Buntsandsteins. Im Anteil und in der Verteilung einzelner Gesteinsarten weisen beide Gebirge einige Verschiedenheiten auf. Während im Wasgenwald der Hauptanteil und das Kerngebiet des Gebirges dem Granit angehört und der Gneis nur eine untergeordnete Rolle spielt, hat im Schwarzwald der Gneis den Vorrang. Der Granit umlagert ihn in einzelnen Massiven und Stöcken. Zwischen Offenburg und Herrenalb liegt das Nordschwarzwälder Granitmassiv, das auch noch bei Wildbad und Liebenzell aufgedeckt ist. Von Triberg bis Alpirsbach dehnt sich das Triberger Massiv aus. Weiter südlich folgen die kleineren Stöcke vom Oberlauf der Breg und südlich von Neustadt. Um den Schluchsee liegt das Schluchsee-Massiv, in das die Täler der Schlucht und Schwarza sowie der Alb eingeschnitten sind. Getrennt durch das Gneisvorkommen im oberen Wehratal folgt im Westen das Granitmassiv des Blauen, das von der Wieje durchbrochen wird. Daß der Gneis des Schwarzwaldes in verschiedenen Arten auftritt, wurde schon vorgehoben und ebenso, daß im Schwarzwald zahlreiche Wasserfälle das Landschaftsbild wirkungsvoll beleben.

So wollen wir mit diesen Hinweisen unsere flüchtige Wanderung durch die Urgebirgslandschaften der deutschen Mittelgebirge schließen. Diese kurzen Andeutungen ließen erkennen, welche wichtige Rolle das Urgebirge bei der Gestaltung der Naturlandschaft unserer Heimat spielt. Die weiteren Ausführungen sollen zeigen, daß ihm auch auf kulturellem Gebiete eine große Bedeutung zukommt. (Fortsetzung folgt.)

² Vergleiche hierzu die geologische Karte von Baden im „Heimat-atlas der Südwestmark Baden“.

Bücher und Schriften

Die Schülerbücherei / Herausgegeben von der Reichswaltung des NSLB. / Dürrsche Buchhandlung, Leipzig 1938 / 136 S., 3 RM.

Aus gründlicher Erfahrung, vielseitigem Wissen und sachkundiger Arbeit entstanden, will dieses ausgezeichnete Handbuch der praktischen Tätigkeit im Schülerbüchereiwesen dienen und eine einheitliche Ausrichtung der Schülerbüchereien aller Schularten anbahnen helfen. Es ist somit ein notwendiger Führer auf einem Gebiete, in dem jeder Erzieher geistig und technisch beheimatet sein muß und keiner seine verantwortliche Hilfe versagen darf. Hinter der schlichten Aufreihung der Grundsätze, Richtlinien, Fragen, Forderungen, Vorbilder und Pläne, wie wir ihnen in dem Buche begegnen, steht — dem Wissenden leicht erkennbar — eine Unsumme von Arbeit, Erfolgen und Misserfolgen, von unermüdlicher Bereitschaft und wirklicher Treue zu den kleinsten Dingen und Gesichtspunkten, die aber alle erwogen, ernstgenommen und berücksichtigt sein wollen, wenn das große Werk gelingen soll. Die Reichsleitung hat in der klaren Erkenntnis von der nationalen Bedeutung des Schülerbüchereiwesens keine Mühe gescheut, dieser wahrhaft kulturpolitischen Notwendigkeit zu ihrem Rechte zu verhelfen, und in diesem Sinne stellt das vorliegende Buch eine ausgesprochene Willensfundgebung des Reichswalters dar, einen bis in die letzten gedanklichen und praktischen folgerungen durchgearbeiteten Entschluß auf lange Sicht, der letztlich seine Erfüllung nur finden kann durch die unmittelbare und mittelbare Hilfe aller Erzieher, nicht nur weniger auf diesem Felde besonders Begabter oder Geschulten. Wie für den gesamten Aufbau der neuen nationalsozialistischen Lebensform, so sind bei der Erneuerung des Schülerbüchereiwesens außer dem Wissen auch der Wille und das Gefühl für das Werdende, Wachsende, Artgemäße und ans Licht Drängende gewichtige Kräfte für die Arbeit an Jugend und Buch. Damit aber diese Kräfte auf kürzestem Wege — denn Zeit ist nicht mehr zu verlieren — und auf die fruchtbarste Weise zum rechten Einsatz kommen, beantwortet das vorliegende Buch dem Beauftragten und seinen Helfern alle Fragen, die sich bei der Überwindung der ersten Schwierigkeiten und Unklarheiten ergeben, und ist dadurch unentbehrlich für die Bewältigung der harrenden Aufgaben und Ziele.

Nach einer geschichtlich begründeten Darstellung über die Stellung und Aufgabe der Schülerbücherei in der Erziehung folgen eine Betrachtung, die der Schülerbücherei ihren Wert und Platz im Rahmen des deutschen volkstümlichen Büchereiwesens anweist, und anschließend ausführliche Vorschläge für die Säuberung der Büchereien, die Durchsicht des Altbestandes, die Auswahl und Ergänzung des Neubestandes unter Berücksichtigung der einzelnen Lesestufen und der heimatischen Besonderheiten. Weitere Betrachtungen gelten der Buchausstattung und Buchpflege, der Organisation und Technik der Schülerbücherei, der ethischen und geistigen Auswirkung der Bücherei in der Erziehung des Menschen und Volkes zur Erfassung und selbsttätigen Gestaltung seiner Schicksalsgemeinschaft, ferner der Erweckung der Freude am Buche und seiner Welt. Ein besonderes Kapitel ist der Schülerbücherei der Höheren Schule gewidmet, einer Aufgabe, die mit ebensoviel Takt wie Entschiedenheit in Angriff genommen und bald, recht bald durchgeführt werden muß. Denn hier liegt noch ein Feld brach, auf dessen Ernte wir nicht verzichten können und das um so aufnahmefähiger geworden ist, je länger es auf seine weltanschauliche Durchpflügung warten mußte. Es werde nichts überhastet, doch auch nichts versäumt! — Auch die Büchereien der berufsbildenden Schulen und Sonderschulen erfahren eine eingehende Behandlung. Die Erörterung des Büchereiwesens an der Höheren und den letztgenannten Schulen wird glücklich ergänzt durch die Beifügung von beispielhaften Listen für den Neuaufbau der Büchereien. Eine Grundliste für Schülerbüchereien an Volksschulen findet sich im Anhang unseres Handbuches. Mit den einschlägigen Erlässen des Reichs- und Preussischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, mit einem Verzeichnis der Staatlichen Volksbüchereistellen, der Schrifttumstellen des Staates und der Partei sowie der Gaustellen für Jugendschriften im NSLB, schließt das wertvolle Buch, das dankbar aufgenommen und Verwendung finden wird überall dort, wo man den Geist der neuen Erziehung erkannt hat, vom Willen zu seiner Verwirklichung befeuert und sich der Verantwortung und Wirkung durch das Buch bewußt geworden ist.

Dr. Leibrecht.

„Germanenerbe“ / Monatszeitschrift für deutsche Vorgeschichte / Curt Kabitzsch, Leipzig.

Die Zeitschriftenabteilung der Reichswaltung des NSLB. machte in einem Rundschreiben auf die volkstümliche Zeitschrift des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte aufmerksam. Wir benützen diese Gelegenheit, unseren Lesern diese wirklich wertvolle Vorgeschichtszeitschrift zu empfehlen. Bei einem vierteljährlichen Abonnementpreis von 1,80 RM. bietet die Zeitschrift drei reichbebilderte Hefte von 32 Seiten Umfang im DIN-Format, die neben Abhandlungen vorgegeschichtlichen Inhalts auch in reichem Maße das Gebiet der Volkskunde berücksichtigen. Die Hefte unterrichten nicht nur laufend über den neuesten Stand der Forschung, sondern zugleich über die Schulungsarbeit, da sie zugleich Organ des Amtes für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP. sind.

Dr. Stemmermann.

German Schneider: Die Götter der Germanen / J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1938 / VII und 273 S., 6 RM., Leinwand 7,80 RM.

Die Schwierigkeit einer Darstellung des germanischen Glaubenslebens habe ich in einem Aufsatz in dieser Zeitschrift behandelt. Der Verfasser sagt in seiner Einleitung daher auch: „Alles über germanische Götter zu Sagende müßte mit einem * versehen werden, da alles nur Vermutung und daher unsicher sei — „soviel Forscher, soviel Mythologien“. Schneider versucht, eine umfassende Darstellung des germanischen Götterglaubens zu geben; er will zeigen, wie der Germane seine Götter sah: in der Frühzeit, in der Hochzeit, vor und nach Einbruch des Christentums, im Leben und in der Dichtung. Er stellt fest, daß die germanische Götterwelt eine der reichsten, eigentümlichsten und schönsten Schöpfungen des germanischen Geistes ist. Der Verfasser untersucht die „religionsgeschichtlichen Möglichkeiten“, die Entwicklungsstufen germanischer Glaubensvorstellungen „zwischen Cäsar und Olaf dem Heiligen“; dabei soll keine einseitige Belichtung gegeben werden, neben die Helle soll auch der Schatten gesetzt werden. So gibt der erste Teil eine Geschichte der germanischen Götter von den Ursprüngen bis zur eddischen Götterdichtung und zur Entgötterung durch das Christentum; der zweite behandelt „die Götter im Jenseits“, der dritte „Götter und Diesseits“ und ein vierter sucht das Bild der einzelnen Götter herauszuarbeiten. Eine gründliche wissenschaftliche Leistung — und doch für uns heute nicht mehr befriedigend. Denn der Verfasser bleibt teils in christlich-theologischen, teils allgemeinvölkerkundlichen Begriffen und Vorstellungen haften. Am deutlichsten wird dies bei der Behandlung des Begriffes des Göttlichen: „das Gott“, die über alle Vermenschlichung erhabene Gottesvorstellung, erscheint Schneider nur als „Vorstufe“ zu der durch die Menschengestaltigkeit der Götter gekennzeichneten „Hochreligion“. Es ist daher bezeichnend, daß das taciteische „secretum“ bei Schneider überhaupt nicht angeführt, daß das „numen“ nicht richtig gewürdigt wird.

Die Verehrung eines Gegenstandes als Trägers göttlicher Kräfte sollte man billigerweise bei den Germanen nicht als „urtümlichen (= primitiven!) Fetischismus“ bezeichnen, wenn man dieselbe Sache im Christlichen nur symbolisch verstanden wissen will. Man muß schon für dieselbe Glaubenshaltung vor und nach der Taufe dieselbe Bezeichnung gelten lassen. So wundert man sich auch nicht, daß man nichts von der rassistischen Bedingtheit, vom Urteigenen germanischen Glaubens gegenüber anderen, auch indogermanischen, aber nicht mehr nordischen oder gar orientalen Auffassungen hört. Schneider sieht nicht die Blut- und Bodenbedingtheit der Eigenformen nordisch-germanischen Glaubenslebens, wie man denn in dem Buch die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung wenig, die der Rassenforschung überhaupt nicht berücksichtigt findet. Diese heranzuziehen, wäre um so nötiger gewesen, als Schneider selbst feststellt, daß zwischen Tacitus und dem spät-nordischen Schrifttum eine große Lücke klafft.

Wenn Schneider in dem Krieg der Wanen und Aesen „das schlechthin entscheidende Ereignis der germanischen Glaubensgeschichte“ sieht, so hätte er diese Auffassung doch noch umfassender begründen müssen. — An einer Stelle heißt es: „Der wirkliche Glaube der nordischen Völker vermenschlicht nicht und verteuflert nicht, er „dämonisiert“! So bleibt der „Dämon“ doch kennzeichnend für

germanischen Glauben gegenüber dem Gottesbegriff, den wir „so mächtig und umfassend wie bei den Juden nicht bei allen Völkern“ finden! Die Juden sind also doch das Volk der Religion. Sieht man genauer zu, so fiert der Satz ex oriente lux fröhliche Auferstehung. An anderer Stelle aber sieht Schneider schon in der indogermanischen Urzeit die Urtümlichkeit überwunden, in den Vermutungsgestalten der Felsritzungen der urgermanischen Frühzeit „eine Weltanschauung voller Tiefsein und Größe, die Einsicht in die Ewigkeit und Notwendigkeit alles Werdens und Vergehens“. Gerade hier hätte nun der Verfasser den rassistisch bedingten Unterschied zwischen nordischem Sinnbild und südlichem Abbild aufzeigen müssen. Nebenbei: Die Behauptung, der höhere Ackerbau sei schwerlich von Norden nach Süden gekommen, übersteht die Forschungsergebnisse; die Begründung dazu, der Ackerbau gehe nicht vom Land der kargen Bodenfrucht zu dem der Fülle, ist geradezu widersinnig.

„Krisenstimmung“ herrscht nach Schneider in der germanischen Spätzeit; daß die Krise erst mit dem Einbruch des Christentums gekommen ist durch seine „bösen Priester“ — wie Schneider scherzhaft schreibt, von denen A. Rosenbergs aber ernsthaft sagt, daß mit ihnen „eine wahre Seelen- und Charaktervergiftung über unsere Ahnen kam“ — das verschweigt der Verfasser.

Das Hinüberspielen des germanischen Polytheismus zum Monotheismus“ als „prophetische Stimme im Zeidentum“ auszulegen — da sei man auf der richtigen Spur, meint Schneider und — Mephisto.

Daß Aberglaube, Zauberei, Dämonenangst im germanischen Glauben gerade der Spätzeit wie noch heute im christlichen bei den geistig Tiefstehenden zu finden ist, bestreitet niemand, Schneider aber übersteht geflissentlich, daß ein solcher Aberglaube „in dem Maß, als die kraftvolle Gesittung eines gesunden Volksverbandes untergraben wird, seinen Einzug hält“ (A. v. Spieß).

Ganz am Wesentlichen vorbei geht der Abschnitt „Gott und Sittlichkeit“, was wieder nicht verwunderlich ist, wenn man sich an die ebbische Götterdichtung hält. Den Germanen fehlte „vor allem das Verständnis für den Begriff der Sünde“; Schneider vergiftet, daß er es mit nordischer und nicht mit Menschen vorderasiatischer Rasse bzw. deren Einfluß zu tun hat.

So wäre noch eine ganze Reihe fragwürdiger Stellen aufzuführen, zu zeigen, daß gerade bei „Urtümlichem“ dem christlich-theologischen Forscher die Fragwürdigkeit der Überlieferung nicht fragwürdig ist. „Magie“, „Dämonie“, „orgiastische Ekstase“ beherrschen weithin das Bild — sapienti sat!

Das Buch, das eine gute Stoffzusammenfassung, Klärungsversuche und manche wertvolle Fragestellung bringt, vermittelt keine wesentlichen neuen Ergebnisse, lebt vielmehr zu einem großen Teil in überholten Vorurteilen; es bedeutet weder für die Wissenschaft noch für die Lehrer eine Bereicherung. Otto Uebel.

Dr. Friedrich Heinz Schmidt: Osterbräuche / Bibliographisches Institut, Leipzig 1936 / 50 S., 11 mehrfarbige Abbildungen, 0,90 RM.

Eine anschauliche Schilderung des Sommertagszuges, der besonders deutlich das wesentliche Motiv der deutschen Frühjahrsbräuche, den siegreichen Kampf des Frühlings mit dem Winter, erkennen läßt, eröffnet das unterhaltbare Büchlein. In der Folge wird aufgezeigt, daß unser heutiges Osterfest aus dem zeitlichen Zusammentreffen der altgermanischen Frühjahrsfeier mit dem christlichen Auferstehungsfest entstanden ist. Die Teilnahme des Verfassers gilt mit Recht in der Hauptsache den Bräuchen, die aus deutschem Denken und fühlen unmittelbar hervorgegangen sind. Sein Ziel, dem er mit Erfolg nachstrebt, ist, in den verschiedenen Osterbräuchen die innere Einheit aufzuzeigen, vom österlichen Brauchtum aus zur weltanschaulichen Grundhaltung unserer Vorfahren und damit auch zum Kern unseres eigenen Wesens durchzuführen. Den Hauptinhalt bilden naturgemäß die Beschreibung und Deutung der Osterbräuche im einzelnen. Die stark christlich beeinflussten Bräuche am Palmsonntag und in der Karwoche werden kurz gestreift, ausführlicher wird die Sitte der Osterfeuer und der österlichen Flurumgänge und -umritte behandelt. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen selbstverständlich das Ostereier und der Osterhase. — Elf mehrfarbige Bilder von unterschiedlichem Wert veranschaulichen das Gesagte. Das Bändchen kann mit Vorteil im volkskundlichen Unterricht herangezogen werden. A. Meusel.

Japanische Volksmärchen / Ausgewählt und übertragen von Fritz Kumpf / Eugen Diederichs, Jena 1938 / Geb. 5 RM.

Wer dem japanischen Volkstum von der Seite kostbaren alten Erzählgutes nahekommen will, findet in dieser Sammlung hervorragendes und reichhaltiges Material dazu. Die ganze Farbigeit

des Landes, insbesondere aber die Eigenart seiner Menschen in allen ihren Lebensäußerungen, wird in unterhaltbarer Weise vor dem Leser ausgebreitet. Das Buch vermittelt eine gründlichere Anschauung vom japanischen Menschen als manche der vielen Reporterbrotschüren, mit denen wir in den letzten Jahren bedacht wurden. Classen.

Alphonse de Châteaubriant: Geballte Kraft / Ein französischer Dichter erlebt das neue Deutschland. Geleitwort von Hans Friedrich Blunck / G. Braun, Karlsruhe 1938.

Das Buch ist „für Frankreich geschrieben, für meine Freunde, meine Brüder in Frankreich!“ — „Ich habe gedacht, daß es wirklich ein Dienst für mein Vaterland Frankreich ist, wenn ich daran arbeite, ihm das Deutschland des Hitlerischen Zeitalters verständlich zu machen.“ — Uns liegt bisher kein Versuch eines Franzosen vor, der in einer gleich glücklichen Weise das Bild des Dritten Reiches seinen Landsleuten gedeutet hätte. Das Buch kann unschätzbare Dienste leisten für den Fortschritt der deutsch-französischen Verständigung. Es ist aber auch für den deutschen Leser eine packende Lektüre: nicht nur wegen der Genugtuung, die uns die sympathische und objektive Art der Behandlung durch den Autor verschafft, sondern auch, weil die Sicht auf unser Eigenes durch die „französische Brille“ hindurch uns manches von einer ganz neuen Seite zeigt. Dem Verlag muß man dankbar dafür sein, daß er dieses rühmliche Zeugnis eines wahren Kitters ohne Furcht und Tadel einem größeren Leserkreis in Deutschland zugänglich gemacht hat. Classen.

Dr. Murtfeld: Handbuch des Deutschunterrichts / Julius Beltz, Langensalza / Geb. 28 RM., Leinen 32 RM.

In dem Handbuch des Deutschunterrichts werden alle Gebiete der Deutschkunde in knapper, aber gediegener Form behandelt. Das Handbuch ist nicht nur ein wertvoller Wegweiser und Berater in allen unterrichtlichen und mathematischen Fragen, sondern darüber hinaus erfasst es alle Gebiete, die für den Deutschunterricht in Frage kommen: Volkskunde, Kunst und Musikerziehung, Geschichts- und Landschaftskunde usw. Die Beiträge über die deutschen Stämme und Berufe ermitteln ein Gesamtbild vom Leben unseres Volkes. Wertvoll sind vor allem die Schriftumsnachweise unter jedem Beitrag. Das Werk ist die Arbeit zahlreicher namhafter Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Schulpraxis. Der Stoff ist nach Stichworten geordnet.

Das Handbuch für den Deutschunterricht stellt ein wertvolles Hilfs- und Vorbereitungsmittel für den Deutschunterricht dar. Jeder Lehrer der Volksschule, der seinen Deutschunterricht nach den neuesten Forderungen erteilen will, der greife zu diesem Buch. Es wird ihm über alles Wertvolle Auskunft geben. Weinsapf.

Hans Feist: Sprechen und Sprachpflege / Sammlung Götschen, Band Nr. 1122 / de Gruyter & Co., Berlin 1938.

Die Darstellung gibt einen guten Einblick in die physiologischen und sprachwissenschaftlichen Grundlagen der Sprecherziehung und enthält Anleitungen zu praktischen Atem-, Stimmklang- und Artikulationsübungen. Das Kapitel „Sprachpflege“ vermittelt in gedrängter Fülle eine Einführung in die Les- und Vortragslehre und in die Redekunst. Wertvoll sind auch die Richtlinien, die der Verfasser für eine lebendige Sprachpflege in der Schule erteilt. Natürlich kann das Büchlein die ausführlichen Arbeiten über die Einzelaufgaben der Sprecherziehung nicht ersetzen; doch ist es bestens geeignet zur ersten Einführung in dieses Gebiet, das für viele Lehrer leider immer noch eine Terra incognita darstellt. Bentmann.

Markgräfler Jahrbuch 1939 / Herausgegeben im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Geschichte des Markgräflerlandes von Karl Seith / Verlag der Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Geschichte des Markgräflerlandes in Schopfheim / 168 S., brosch. 2,50 RM., geb. 3 RM.

Bereits im Jahre 1913 wurde der „Historische Verein für das Markgräflerland“ gegründet, der die „Blätter aus der Markgräflerschaft“ herausgab. Er veröffentlichte 1927 sein letztes Heft. 1929 wurde in Saltingen die „Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Geschichte des Markgräflerlandes“ begründet. Die alte Zeitschrift erschien nunmehr unter dem Namen „Das Markgräflerland“. Der gleiche verdienstvolle Bund zeichnet als Herausgeber des in jeder Hinsicht vorbildlichen „Markgräfler Jahrbuchs“, dessen erster Band uns vorliegt. Es zählt ohne Zweifel zu den schönsten, wertvollsten, bestgeleiteten in ganz Deutschland. Heimliche Schutzherrn des Jahrbuches sind Johann Peter Zebel und Hermann Burte. Mitarbeiter sind die besten Kräfte aus der ganzen Südwestecke: Dichter, Forscher, Forstleute, Ärzte, Lehrer, Kaufleute, Baumeister, Bauern, Handwerker. Daß die Schweizer und Elsässer

dabei nicht fehlen, ist besonders zu begrüßen. Das Buch ist wissenschaftlich und volkstümlich im besten Sinn zugleich. Binnen weniger Monate sind bereits gegen 1000 Exemplare des Jahrbuches verkauft worden. Partei, Staat und weiteste Kreise in Deutschland und auch in den alemannischen Grenzländern nahmen das Buch gleich begeistert auf. In bekannnten Mitarbeitern nennen wir Karl Berner, Hermann Burte, Max Dufner-Greif, Adolf Blattacker, Alfred Zuggenberger, Ernst Kriek, Lina Kromer, Eduard Reinacher, Emanuel Strickelberger, Otto Ernst Sutter und Wilhelm Zentner. Aber die Beiträge der schlichten Markgräfler Bauers- und Handwerksleute möchten wir nicht minder hoch einschätzen als jene der Prominenten. Von Themen, die zur Behandlung kommen, seien nur genannt: „Pflanzen am Isteiner Alog“, „Markgräfler Geschichtsforscher an der Arbeit“, „Dorfingen im Musterdorf“, „Geschichte einer Markgräfler Familie“, „Das alte Maisfeld des Markgräflerlandes“, „Der Markgräfler als Bergmann“, „Die Markgräfler Tracht“, „Lob der Mundart“. Dem Bildteil und der Ausstattung ist ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Wir finden u. a. eine farbige Kunstbeilage nach einem Gemälde von Hermann Burte, das Faksimile eines bisher unveröffentlichten Hebelbriefes, ungezählte Zeichnungen, Photos und so weiter auf bestem Papier. Zahlreichen Mundartdichtern von Rang begegnen wir hier erstmals (Oda Guldenstuh, Helena Japp, Albin Fringili, Eduard Kung usw.). Es muß für einen Markgräfler dabei sein oder in der Fremde eine Freude sein, sich in dieses von Karl Seith mit seinem Gefühl für das Wesentliche geleitete Jahrbuch zu vertiefen: „Als der Heimat hunt der Schii / s muess liebli in der Heimat sie!“ Aber auch der Nicht-Markgräfler muß solche Arbeit im Dienste unserer Heimat voll anerkennen. Emil Vaader.

Stefan Sturm: Das verwandelte Herz / Geschichten aus dem Riesengebirge / Wilhelm Gottlieb Korn, Breslau / 93 S., brosch. 1,60 RM.

Fünf Geschichten wachsen aus demselben Thema: Mensch und Erde, Ich und Heimat, zu bunter Vielfaltigkeit, um wieder in den Grundton auszuklingen: Die Erde ist stärker als du, sie formt dich, sich hingebend, aber auch sich verweigern. Sinnbildlich ersteht ihre Urmacht im Bergeist Rübzahl, der das Brot des Geizhalses zu Stein, aber sein Herz in milde Güte verwandelt. In dem unwandelbaren, kraftvollen Sinn dieser Heimat Erde verachtet das „Hochwasser“ des abenteuernden Lebens ohnmächtig, er wehrt dem geist- und blutsfremden Wesen, das im „Letzten Kuraz“ gierig und blind zugleich eindringen will, und klärt, unmerklich und geduldig, wie nur diese Erde sein kann, die Verirrung böser Nachkriegsjahre, die wie ein Wirbel über die Bauern des stillen Gebirgsdörfchens hergeföhren ist. So wird die Erde zum gütigen Maß, zum Prüfstein menschlichen Wachstums und Reisens in „Der Berg Weltende und mein Leben“.

Schulze-Naumburg: Kunst und Rasse / J. F. Lehmann, München 15 / 168 Abbildungen, 2., vermehrte Auflage, geh. 5,50 RM., Leinwand 7 RM.

Der Verfasser schickt eine kurze Einführung in die Gedankenwelt der Rassenkunde, Vererbungslehre und Rassenhygiene voraus, um im 2. Abschnitt zu der dem Buch zugrundeliegenden Erkenntnis zu kommen, daß das Kunstwerk nicht äußeres Spiegelbild der Umgebung sei, sondern die schöpferische Bildung von etwas Neuem, das Inbild der Vorstellungswelt des Künstlers, die Gestaltung der Welt seiner Sehnsucht. In einer trefflichen Auswahl von Werken großer Meister wird alsdann nachgewiesen, wie unlösbar der gestaltete Typus von der eigenen Leiblichkeit, d. i. dem eigenen rassischen Typus abhängig ist. Von der Kunst ist daher umgekehrt der Rückschluß auf die Rasse zu ziehen. Auf- und Niedergang stellen sich als rassische Verschiebungen dar; die Höhepunkte entsprechen dem Wunschbild der hochstehenden schöpferischen Rasse eines Volkes. In voller Kenntnis des daraus folgenden wird von Schulze-Naumburg angesichts der Greuel der vergangenen „modernen Schule“ die Frage gestellt: Sind diese Ausdruck eines starken rassischen Niedergangs oder Ergebnis einer besonderen Auswahl und Herausstellung rassisch minderwertiger Künstler? Für alle, die sich mit tiefgehenden Fragen der Kunst beschäftigen, gehört dieses Buch, das einst wie ein letzter Ruf zur Besinnung seine Stimme erhob und das nun mit einem besseren „Ausblick“ schließen darf, zum unentbehrlichen Rüstzeug. Wolff.

Paul Schulze-Naumburg: Die Kunst der Deutschen / Ihr Wesen und ihre Werke / Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin / 3,75 RM.

Paul Schulze-Naumburg stand in einer Zeit, in der Zuchtlosigkeit

und Entartung zu triumphieren schienen, in einem verbissenen Kampf gegen die Zerfetzung der deutschen Kunst. Wem wäre mehr als diesem Vorkämpfer für die Erhaltung eines hohen Ideals in der Kunst die innere Berechtigung zuzusprechen, die „Kunst der Deutschen“ in einem Volksbuch darzubieten? Was Schulze-Naumburg in seinen programmatischen Schriften für die deutsche Kunst vom Standpunkt völkischer Weltanschauung gefordert hat, das wird in einem fesselnden, kurzen geschichtlichen Überblick an wahrhaft deutschen Werken vor Augen geführt. An den Anfang seiner Kunstbetrachtung stellt er das Bauen, weil es mehr als die übrigen Künste dem gesamten Leben, Glauben und Sittengesetz eines Volkes Ausdruck verleihe. Werk und Wesen werden an sorgfältig ausgewählten Bildern auch auf den Gebieten der Malerei, Graphik und Plastik aufgezeichnet. Das gemeinverständlich geschriebene Buch verdient weiteste Verbreitung, zumal der Preis für den wertvollen Band sehr niedrig gehalten ist. Wolff.

Dr.-Ing. H. Döhl: Rechenbuch für Kraftfahrzeug-Handwerker / Teubners Berufs- und Fachbücherei, Heft 92, Bestellnummer 9192 / B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1938 / 87 S. mit 74 Abbildungen, Kart. 1,60 RM.

Das vorliegende Büchlein enthält in sehr übersichtlicher Anordnung viele Rechenbeispiele aus dem Gebiete des Kraftfahrwesens. Wie die Erfahrung lehrt, bringt in vielen Fällen erst die Rechnung völlige Klarheit in die Vorgänge. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß sich der Verfasser dieser Aufgabe unterzogen hat. Der II. Teil dürfte auf einigen Gebieten noch etwas erweitert werden. Das Büchlein stellt eine wertvolle Ergänzung zur Fachkunde des Kraftfahrers dar und ist deswegen jedem auf diesem Gebiete Tätigen zur Anschaffung sehr zu empfehlen. Gehring.

Gewerbeoberlehrer M. Eisenbrandt und Gewerbeoberlehrer F. Fischer: Fachkunde für Gas- und Wasserinstallateure (Klempner) / B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1937.

Teil II: Gasinstallation. Mit 118 Abbildungen (89 S.), Größe 8°, Kart. 2 RM. (Teubners Berufs- und Fachbücherei, Heft 94, Bestellnummer 9194).

Teil III: Wasserinstallation und Entwässerung. Mit 124 Abbildungen (88 S.), Größe 8°, Kart. 2 RM. (Teubners Berufs- und Fachbücherei, Heft 95, Bestellnummer 9195).

Nachdem im Teil I Werkstoffe und die zur Verlegung der einzelnen Rohrarten notwendigen Arbeitsgänge besprochen wurden, macht der Teil II den Leser mit allen die Gasinstallation betreffenden Arbeiten vertraut. Durch Rechenbeispiele wird der Leser mit den in den „technischen Vorschriften und Richtlinien für die Versorgung von Gebäuden mit Niederdruckgas“ niedergelegten Begriffsbestimmungen bekanntgemacht. Im Teil III werden Wasserinstallation und Entwässerungsanlagen behandelt, die Entwurfsplanung wird durch zahlreiche Hinweise auf die Auswahl der den behördlichen Vorschriften entsprechenden Anlagenteile erleichtert. Die vorliegenden Hefte wollen den jungen Fachmann in sein Fachgebiet einföhren und ihn mit den vorkommenden Arbeiten vertraut machen, für den älteren Fachmann wollen sie nützliche Ratgeber sein. Die dem neuesten Stand der Technik entsprechenden Angaben über Armaturen, Geräte und neue Werkstoffe, die gutgewählten und ausgeführten Zeichnungen und Skizzen, die leichtverständliche und zweckmäßig unterteilte Darstellung machen diese Fachkunde nicht nur zu einem den Unterricht vorzuziehenden, sondern auch zu einem vom Praktiker gern verwendeten Nachschlagebuch. Maurer.

Dipl.-Ing. Reinhard Wendehorst: Bautechnische Zahlentafeln / 2. Auflage (188 S.), mit Abbildungen, 8° (Teubners Tabellenbücher, Bestellnummer 9250) / B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1937 / Kart. 3,60 RM.

Diese bautechnischen Zahlentafeln sind sowohl für den Unterricht an technischen Lehranstalten als auch für die Praxis des Bauwesens bestimmt. In guter, übersichtlicher Anordnung werden hier von den Quadratzahlen und Winkelfunktionen bis zu den statischen Zahlen der unbestimmten Systeme Angaben aus der Lichttechnik, den Aufzinsungsfaktoren für die Errechnung der Wirtschaftlichkeit der Bauten, alle für den Hoch- und Tiefbau wichtigen Angaben gemacht. Neben den allgemeinen, immer wieder in Unterricht und Praxis benötigten Zahlenwerten wurden besondere Tafeln für das Berechnen von Sprengladungen, für den Bau von Notbrücken und die Errichtung von Luftschutzräumen beigegeben. Besonders anzuerkennen ist die gute Ausstattung und das handliche Format mit dem Daumenregister, durch welches ein Nachschlagen in kürzester Zeit möglich ist. Maurer.

Die erwähnten Werke sind in Gemeinschaftsarbeit der Jugendschriften-Abteilungen geprüft, in der Monatschrift „Jugendschriften-Warte“ (Deutscher Volksverlag, München, vierteljährlich 1,80 RM.) ausführlich besprochen und in der Gau-Jugendschriftenbibliothek zu Karlsruhe, Sofienstraße 41, zur Besichtigung ausgestellt.

G. O. Schönhoff: Um ein Stück Afrika / Junge Generation, Berlin 1937 / 94 S., Pp. 1,50 RM. — Vom 13. Jahre an. Echtes Heldentum des grauen Soldaten hat hier eine packende Darstellung gefunden, die mitreißt und zu den höchsten soldatischen Tugenden verpflichtet. — „JSW.“, Oktober 1938.

K. Pastenaci: Der Goldschatz von Eberswalde / Junge Generation, Berlin 1937 / 92 S., Pp. 1,50 RM. — Geeignet vom 13. Jahre an.

Ausführliche Einzelschilderungen von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen geben ein gerundetes Bild vom Leben unserer Vorfahren. — „JSW.“, Oktober 1938.

K. Pastenaci: Licht aus dem Norden / Junge Generation, Berlin 1937 / 85 S., Pp. 1,50 RM. — Geeignet vom 14. Jahre an.

In einer kurzen, klaren und leichtverständlichen Darstellung gibt der Verfasser in neun Kapiteln eine Übersicht über die Kulturschöpfung des nordischen Menschen und zeigt ihre Bedeutung für die Kultur der Menschheit. — „JSW.“, Oktober 1938.

Adalbert von Chamisso: Das Riesenspielzeug / Zeichnungen von R. Koser-Michaels / J. Scholz, Mainz / 20 S., Pappband 0,50 RM. — Vom 7. Jahre an.

Chamisso's „Riesenspielzeug“ hat hier eine zum großen Teil gute Vebilderung erhalten. — „Jugendschriften-Warte“, Dezember 1938.

S. Harzdorf: Dies und das! / Ein Bilderbuch voll lustiger Sachen / J. Scholz, Mainz 1938 / 30 Seiten (auf Papp), Halbleinen 1,80 RM. — Vom 2. bis 7. Jahr.

Dieses Bilderbuch von allerlei Dingen hält sich im wesentlichen vorteilhaft über ähnlich gemachten Bilderbüchern. — „JSW.“, Dezember 1938.

L. Doering: Hoppe, hoppe Reiter! / J. Scholz, Mainz 1938 / 8 S. auf Papp, Pp. 1,35 RM. — Vom 2. bis 6. Jahr. Zu alten Kinderreimen hat Lina Doering acht große, nicht überladene Bilder gezeichnet, Bilder aus dem Kinderleben und Kinderspiel. — „JSW.“, Dezember 1938.

J. Baumgarten: Gackel, gackel, gackel! / J. Scholz, Mainz / 8 S., Pp. 1,35 RM. — Vom 2. bis 7. Jahr.

Die Bilder führen acht Haustiere auf dicker Papp gezeichnet vor. — „JSW.“, Dezember 1938.

K. Fittinghoff: Silja im Zelt auf den Bergen / Eine Geschichte von Lappkindern, Renttieren und einem leuchtenden Sommer / D. Gundert, Stuttgart 1938 / 158 S., Leinwand 3,60 RM. — Vom 10. Jahre an.

Die von einer fast mythischen Singsage an die Natur erfüllte

Darstellung ist kindertümlich, die Sprache einfach, die Handlung folgerichtig und ohne Verwicklungen, die handelnden Personen werden mit wenigen Strichen eindeutig gezeichnet. — „JSW.“, Dezember 1938.

J. Bauer: Der Rebell von Nürnberg / Johann Philipp Palm / D. Gundert, Stuttgart 1939 / 200 S., Leinwand 4,20 RM. — Vom 13. Jahre an.

Dieses geschichtliche Werk von Franz Bauer gibt einen ergreifenden Bericht von dem Lose eines tapferen deutschen Mannes, dem Ehre und Vaterland mehr galten als Glück und Leben. — „JSW.“, November 1938.

J. W. Mader: Im Eise des Südpols / Enflin & Laiblin, Reutlingen 1938 / 112 S., Leinw. 1,50 RM. — Vom 12. Jahre an. Gegenstand des Buches ist die Südpol-Expedition 1901 bis 1903 von Otto Nordenskiöld. In einem wahren Robinsondasein inmitten der trostlosen Einöde der Antarktis kämpfen kühne Forscher um die Erhaltung des Lebens, bis im nächsten Südsommer die Rettung gelang. — „JSW.“, Dezember 1938.

W. Penk: Durch Sandwüsten auf Sechstausender / J. Engelhorn, Stuttgart 1938 / 231 S., Leinwand 4,80 RM. — Vom 16. Jahre an.

W. Penk schildert seine Reise durch die Puna, seine Erlebnisse bei Erstbesteigungen, seine Strapazen in glühender Wüstenhitze und im eisigen Bergsturm. Er erzählt von Land und Leuten, von Jagden und Abenteuern, seine Wahrhaftigkeit, seine hervorragende Beobachtungsgabe, sein künstlerischer Blick, die Treffsicherheit seines Ausdrucks, sein stiller und seiner Humor machen dieses Buch zu einem der schönsten Reiseliteraturwerke. — „JSW.“, Dezember 1938.

U. Weidenmann: Kanonier Brakke Nr. 2 / Loewe, Stuttgart 1938 / 228 S., Leinw. 3,80 RM. — Vom 15. Jahre an. Das Soldatenleben ist nicht äußerlich gesehen, sondern vom Inneren her ist die Seele des Soldaten erfasst. — „JSW.“, Dezember 1938.

G. E. Pfeiffer: Zieten setzt sich durch / Junge Generation, Berlin / 85 S., Pp. 1,50 RM. — Vom 12. Jahre an. Pfeiffer gibt in seinem Buche in einer Reihe kurzer, aber packender Bilder einen Ausschnitt aus der Lebensgeschichte des bekannten Reitergenerals, sein Werden von der Jugend bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. — „JSW.“, Dezember 1938.

E. Bahr: Rekruten — Soldaten / Ein Büchlein vom Dienst in der neuen Wehrmacht / Franckh, Stuttgart 1937 / 92 S., Kart. 2,20 RM. — Vom 14. Jahre an.

Unsere Jugend wie auch alle „alten“ Soldaten werden begeisterte Leser dieses Bändchens sein. — „JSW.“, Dezember 1938.

M. Schneider: Aus deutschem Blut und deutscher Seele / Eine Spruchsammlung / J. Fink, Weimar 1934 / 64 S., Kart. 0,40 RM., Leinwand 1 RM. — Vom 16. Jahre an.

Der Leiter der Jugendschriften-Abteilung, Gauverwaltung Baden: Jörger.

Aus Sippe und Familie.

An die Einsender von Anzeigen.

Einsendungen wollen genau in der Form, wie sie von uns eingehalten wird, vorgelegt werden. Es ist auf deutliche Schrift, sowie auf Vollständigkeit der Angaben zu achten, sollen entstehende Fehler vermieden werden.

Geburtsanzeigen:

1. Oberl., Kreisamtsleiter i. A. f. Erzieher, Walther Soell und Emilie, geb. König, Legelshurst, ein Sohn Hartmut Diethelm, geb. am 11. 5. 1939 (5. Kind).
2. Hauptl. Heinrich Schmitt und Luise, geb. Kofnagel, Aitern (Lörrach), eine Tochter Erika, geb. am 10. 1. 1939 (2. Kind).
3. Hauptl. Alfons Bäuerle und Sofie, geb. Mahl, Bonndorf im Schwarzwald, ein Sohn Klaus Rüdiger, geb. am 6. 3. 1939 (3. Kind).
4. Hauptl. Wilhelm Lechner und Edith, geb. Spitta, Wies bei Wambach, ein Sohn Selge, geb. am 5. 3. 1939 (3. Kind).
5. Hauptl. Adam Friedrich und Emma, geb. Kiefer, Knielingen, ein Sohn Hans, geb. am 24. 2. 1939 (2. Kind).
6. Lehrer Hans Hofheinz und Käthe, geb. Spieß, Zeidelberg, ein Sohn Günter, geb. am 27. 2. 1939 (2. Kind).
7. Hauptl. Otto Jörn und Lina, geb. Kregreis, Elgersweier, ein Sohn Manfred, geb. am 16. 1. 1939 (3. Kind).

8. L.-Ass. Dr. Lothar Glattes und Hilde, geb. Skommodau, Freiburg, eine Tochter, geb. am 26. 2. 1939 (2. Kind).
9. Hauptl. Wilhelm Breitbeil und Maria Monika, geb. Müstler, Lauf, eine Tochter Irmgard Maria, geb. am 12. 1. 1939 (1. Kind).
10. Handelsschul-Ass. Klaus Baigl und Hedwig, geb. Helmle, Lörrach, ein Sohn Klaus Albrecht, geb. am 15. 2. 1939 (4. Kind).
11. Hauptl. Otto Hag und Klara, geb. Speck, Au i. M., ein Sohn Siegbert Helmut, geb. am 14. 11. 1938 (2. Kind).
12. Oberl. Georg Schadt und Else, geb. Voigt, Friedrichstal, eine Tochter Ute Bärbel, geb. am 26. 1. 1939 (2. Kind).
13. Hauptl. Walter Sind und Marg., geb. Gräfer, Karlsruhe, eine Tochter Hilde Margarete, geb. am 16. 2. 1939 (3. Kind).
14. Hauptl. Ludwig Schnabel und Maria, geb. Maier, Sulzfeld, ein Sohn Günter Rudolf, geb. am 23. 1. 1939 (2. Kind).
15. Hauptl. Albert Brox und Anna, geb. Uhrig, Tairnbach, ein Sohn Hartmut Wilhelm, geb. am 31. 1. 1939 (2. Kind).
16. Hauptl. Alfred Caroli und Jenny, geb. Rheinschmidt, Großholzheim, eine Tochter Bergith, geb. am 19. 2. 1939 (3. Kind).
17. Hauptl. Alfred Schlecht und Barbara, geb. Dienger, Freiburg, ein Sohn Almut Konrad, geb. am 7. 2. 1939.

Heiratsanzeigen:

1. Lehrer Ludwig Schneider, Windenreute, Sohn des + Kaufmännischen Angestellten Karl Schneider, Emmendingen, und Anne Hartstein, Tochter des Mechanikers Paul Hartstein, Peterzell, getraut am 28. 1. 1939 in Emmendingen.

Aus der Arbeit des Gaues

Schulungsplan des NSLB, Gau Baden, für den Sommer 1939.

Die Hauptstelle Schulung plant für die Zeit von Ostern bis zu den großen Ferien 1939 folgende Schulungslehrgänge in den drei Gauhochschulen Wilhelmsfeld, Georgshöhe und Baienhofen:

a) Fachliche Schulung:

- Lehrgang der Kreisfachbearbeiter für Geschichte vom 15. 4. bis 23. 4. in Baienhofen.
- Lehrgang der Kreisfachbearbeiter für Rechnen vom 17. 4. bis 22. 4. in Wilhelmsfeld.
- Lehrgang der Kreisfachbearbeiter für Biologie vom 24. 4. bis 29. 4. in Baienhofen.
- Lehrgang der Kreisreferentinnen für weibliche Erziehung vom 2. 5. bis 6. 5. in Wilhelmsfeld.

b) Weltanschauliche Schulung:

- Lehrgang vom 2. bis 13. 5. in Georgshöhe.
- Lehrgang vom 2. bis 13. 5. in Baienhofen (für Lagerleiter).
- Lehrgang der Kreisbildungswalter vom 7. bis 13. 5. in Wilhelmsfeld.
- Lehrgang vom 15. bis 27. 5. in Baienhofen und Wilhelmsfeld (beide für Erzieherinnen).
- Lehrgang vom 15. bis 27. 5. in Georgshöhe.
- Lehrgang vom 5. bis 17. 6. in allen drei Gauhochschulen.
- Lehrgang vom 19. 6. bis 1. 7. in Baienhofen (für Kriegsbeschädigte).
- Lehrgang vom 19. 6. bis 1. 7. in Wilhelmsfeld u. Georgshöhe.
- Lehrgang vom 3. 7. bis 15. 7. in Georgshöhe u. Wilhelmsfeld.
- Lehrgang vom 3. bis 15. 7. in Baienhofen.

*

Lehrgang der badischen Kreismitarbeiter für Volksschulphysik (Bericht).

Die Gauverwaltung des NS-Lehrerbundes hat vor einiger Zeit die badischen Kreismitarbeiter für Volksschulphysik zu einem Sonderlehrgang nach Freiburg i. Br. einberufen. Die Lehrgangsteilnehmer erhielten einen umfassenden Einblick in das gesamte Aufgabengebiet des Physikunterrichts an der Volksschule. Alle in der Volksschule möglichen physikalischen Experimente wurden vorgeführt und konnten von den Teilnehmern selbst nachgemacht werden. Die Grundsätze für die praktische Gestaltung des Physikunterrichts wurden ihnen durch Lehrproben im 6., 7. und 8. Schuljahr veranschaulicht. An einer ausgestellten vollständigen physikalischen Lehrmittelsammlung für die achtklassige Volksschule konnten

die Teilnehmer erkennen, welche physikalischen Apparate der Lehrer selbst bauen kann und welche unentbehrlichen Versuchsmaterialien käuflich erworben werden müssen. Außerdem wurde jeder Teilnehmer zur Selbsterstellung physikalischer Apparate praktisch angeleitet und hat während des Lehrganges einen stabilen Druckmesser für die Flugphysik angefertigt.

Nach dem erfolgreichen Abschluß des Lehrganges sind die Kreismitarbeiter beauftragt worden, im Einvernehmen mit dem jeweils zuständigen Kreis- bzw. Stadtschulamt an der Schaffung bestmöglicher Voraussetzungen für einen leistungsfähigen Physikunterricht an der badischen Volksschule mitzuwirken. Damit dieses Ziel planmäßig erreicht wird, wurde für die Arbeit der Kreismitarbeiter für Volksschulphysik ein fester Plan aufgestellt. So soll u. a. in den ersten Wochen des Unterrichtsjahres 1939/40 jeder Kreismitarbeiter die in Physik unterrichtenden Volksschullehrer seines Kreises abschnittsweise zu Kurzlehrgängen in seiner Schule zusammenfassen. Dabei führt er sämtliche Versuche über die Einführung in die physikalischen Grundbegriffe Kraft — Arbeit — Leistung, über die Anwendung dieser Grundbegriffe auf einfache Maschinen, sowie über die Bewegung fester Körper vor, unterrichtet über ein Thema aus der Mechanik fester Körper und klärt mit den Lehrgangsteilnehmern die Frage der Materialbeschaffung für die vorgeführten Versuche.

Die Fahrten der Lehrer zu den Kurzlehrgängen werden durch die Kreisverwaltungen des NS-Lehrerbundes bezahlt.

*

Die Bezieher der NSLB-Schülerzeitschriften im Gau Baden im 1. Vierteljahr 1939:

	Hilf mit!	Jugendburg	Bilderzeitschrift der Jüngsten (Jugendburg A)	Zusammen
Januar, Nr. 4	73 358	46 039	14 788	133 985
Februar, Nr. 5	73 513	44 978	19 801	138 292
März, Nr. 6	72 662	45 480	22 195	140 337
1. Vierteljahr	219 533	136 497	56 784	412 614

Zum Vergleich geben wir die Bezieherzahl aus den entsprechenden Monaten des Vorjahres:

	Hilf mit!	Jugendburg	Bilderzeitschrift der Jüngsten (Jugendburg A)	Zusammen
Januar, Nr. 4	58 723	32 394	—	91 117
Februar, Nr. 5	60 560	34 337	—	94 897
März, Nr. 6	64 037	37 313	—	101 350
1. Vierteljahr	183 320	104 044	—	287 364

Mitteilungen des NSLB.

Sicherung des Volksschullehrernachwuchses. Aufbaulehrgänge für Volks- und Mittelschüler.

Um den Nachwuchs für die Hochschulen für Lehrerbildung sicherzustellen, beabsichtigt der Reichserziehungsminister, in Preußen begabte Volks- und Mittelschüler, die zu Ostern 1939 das Schulziel erreichen, in Aufbaulehrgängen, die für Volksschüler vier Jahre, für Mittelschüler zwei Jahre dauern sollen, unter besonders bewährten und dafür geeigneten Erziehern und Lehrkräften schulisch so zu fördern, daß sie eine Prüfung ablegen können, die zum Besuch einer Hochschule für Lehrerbildung berechtigt.

Die Schüler der Aufbaulehrgänge werden in Heimen untergebracht,

verpflegt und gekleidet. Von den Erziehungsberechtigten, die wirtschaftlich dazu in der Lage sind, ist ein Zuschuß für Verpflegung und Kleidung zu leisten. Ein Schulgeld wird nicht erhoben. Ebenso ist das anschließende zweijährige Studium an einer Hochschule für Lehrerbildung gebührenfrei.

Mit der Auswahl der Schüler sind die Kreisführer beauftragt worden, die die Vorschläge der Schulleiter entgegennehmen, nachdem die Einwilligung der Erziehungsberechtigten vorliegt. Die endgültig Vorge schlagenen werden im März 1939 zu kurzen Schulungs- und Bewährungslagern zusammengefaßt, in denen die endgültige Zulassung zu den Aufbaulehrgängen entschieden wird. In Baden ist die Einführung entsprechender Aufbaulehrgänge erst für Ostern 1940 zu erwarten.

Die Hochschule für Musik und Theater der Stadt Mannheim

im neuen Hochschulgebäude E 4, 12-17 (an den Planken),
bildet in allen Zweigen der Tonkunst und der darstellenden
Kunst bis zur künstlerischen Reife aus.
Aufnahme jederzeit. Mäßige Studiengebühren.

In der Schule nimmt man zum Musizieren die Blockflöte

Dazu volkstümliche Weisen für Tanz und Spiel in den Heften:
Die Tanzflöte. Von Adolf Hoffmann, 3 Hefte . . . je RM. —70
Kommt ihr Gespielen! Von Adolf Hoffmann, 3 Hefte . . . je RM. —70
Kleine Blockflötensuite. Von Ernst-Günther Pook . . . kart. RM. —70

Verzeichnis mit Inhaltsangaben in den Buchhandlungen und beim
Verlag von B. G. Teubner in Leipzig u. Berlin

Erfolg haben Sie wenn Sie laufend in der Badischen Schule inserieren.

Sämtl. Rasierbedarf - Messer - Scheren - Silber etc. Bestecke
— führende, bewährte Fabrikate aus dem ältesten Karlsruher Fachgeschäft (ge-
gründet 1840) — Waffen und Munition

Geschw. Schmid * Schäfer Nachf.
Kaiserstr. 185 Erbprinzenstr. 22
Eigene Feinschleiferei u. Messerschmiede



Photo-Stober
Das große Photo-fino-Spezialgeschäft
Freiburg/Br., Vertholdstr. 9, neben der Börse.
Lager in allen Projektionsgeräten und Lampen

THALYSIA
macht gesünder!

Gesundkost

Lebensreformerische Nähr-, Diät- und
Kurmittel.

Körperformer

Naturform-Büsten- und Leibhalter für
jeden erdenklichen Zustand der Figur.

Naturform-Schuhe

In Form und Schnitt genau dem Fuße
angepaßt, stilvoll, geräumig und be-
quem.

Zu unverbindlicher Beratung steht ge-
schultes Personal zu Diensten.

THALYSIA

**Anschluß-Reformhaus
Jungbrunnen**

Freiburg i. Br., Salzstrasse 15
Gegr. 1909 / Fernruf 4336

Klaviere

Schweisgut

Erbprinzenstr. 4

beim Rondellplatz

Telefon 1711

Karlsruhe

Anzeigen

in der

Gau-Ausgabe

Baden

„Der Deutsche
Erzieher“

bringen Ver-
dienstf.

**Imnauer
Apollo-Sprudel**
das beliebte Mineralwasser

Gut bei
Blutarmut
und Bleich-
sucht!

Prospekte kostenlos von der Mineralbrunnen AG Bad Überkingen

Neu erschienen:

Die Erzieher Badens an den Berufs- u. Fachschulen 1939

Verzeichnis der Lehrkräfte und Schulen.
Herausgegeben von der Gauamtsleitung.

Inhaltsübersicht:
Geleitworte.

Abt. A: **Gewerbliche Lehranstalten.**
Sachbearbeiter: Dipl.-Ing. Aug. Schupp,
Stud.-Rat.

Abt. B: **Höhere Technische Lehranstalten.**
Sachbearbeiter: Dipl.-Ing. Aug. Schupp,
Stud.-Rat.

Abt. C: **Handelslehranstalten.**
Sachbearbeiter: Handelschulassessor R.
Rufli.

Abt. D: **Landwirtschaftliche Lehranstalten.**
Sachbearbeiter: Dipl.-Landwirt W. Bür-
kel, Landesökonomierat.

Preis RM. 2,70

Dieses Verzeichnis ist als Handbuch für alle Lehr-
personen der obengenannten Lehranstalten bestimmt
und muß auch von allen bestellt werden. Da noch
viele Bestellungen ausstehen, bitten wir um sofortige
Aufgabe der Bestellungen.

Die Erzieher Badens an den Volksschulen 1939

Verzeichnis der Lehrkräfte und Schulen.
Herausgegeben von der Gauamtsleitung.

Bearbeitet von Hauptlehrer A. Baur.

Preis RM. 2,30

Das früher als „Badischer Schulkalender“ und nach-
her als „Jahrbuch des NSLB.“ erschienene Handbuch
erfreut sich nach wie vor großer Beliebtheit. Viele
Volksschullehrer haben allerdings bisher übersehen,
das Handbuch zu bestellen. Wir erinnern deshalb
an die Bestellung.

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Lehrmittel

bestellt der badische Lehrer bei der
Konkordia A.-G., Bühl-Bad.

**DEUTSCHE
WALD
MÖBEL**

Markstahler
& Barth
Karlsruhe, Karstr. 30

HANDELSMARKE

Wandbilderschmuck
E. Bühle, Inh. W. Bertsch
Karlsruhe, Ludwigsplatz
Einrahmungen

**Heimsschule Lender Sas-
bad** bei Achen (Baden). Oberschule
für Knaben, eigenes Abitur —
schöne Lage am Schwarzwald —
Schularbeit unter Aufsicht — Sport —
eigene Landwirtschaft — Schul- und Ver-
pfluggeld jährlich von 690,— RM. an.
Prospekt durch die Leitung.

Möbel oder App. Qualität & Preis liegen in großer Auswahl

frachtfreier Versand! Erträgliche Anzahlung! Langfristige Ratenzahlung! Ehestandsdarlehen! Katalog u. Vertreterbesuch unverbindlich durch!

Möbel SÜDNAG STUTTGART - JÄGERSTR. 12

Kauft bei unsern **Inserenten!**

Beilagen-Hinweis:

Der Gesamtauflage dieser Gauausgabe liegen Prospekte der
Badischen Buchhandlung, Leipzig C 1, Querstr. 14, und der
Klepper-Werke, Rosenheim, für den Klepper-Mantel, bei.

Pianino — Flügel — Harmoniums
neu und gebraucht, in allen Preislagen.

Seit 1827

Rudmich, das Haus für Musik
Freiburg i. Br.

Drückmalen!

Unsere schulpraktischen Lehrbücher

für die verschiedenen Sachgebiete: Rechnen, Sprachlehre, Erdkunde, Heimatkunde, Naturlehre, Zeichnen usw., sind alle lieferbar.

Sie brauchen Schulhefte

die in jeder Beziehung den amtlichen Vorschriften entsprechen. Diese können von uns in allen vorgeschriebenen Lineaturen sofort geliefert werden. Auf Wunsch senden wir gerne Musterhefte.

Im Zeichenunterricht

hat sich unser Hans-Thoma-Zeichenblock, ob gelemt oder perforiert, so gut eingeführt, daß wir erfreut feststellen können: Unser Hans-Thoma-Zeichenblock ist der Zeichenblock der badischen Schule. Trotz neuem Format Din A 4 haben wir den bisherigen Verkaufspreis — 20 Pfg. — beibehalten. Wo der Hans-Thoma-Zeichenblock noch nicht verwendet wird, stellen wir Musterstücke bereitwilligst zum Ausprobieren zur Verfügung.

Außer den eigenen Erzeugnissen erhalten Sie jederzeit von uns aus einer Hand auch **alle anderen Schreibwaren, Schiefertafeln, Schulbücher, Lehrmittel usw.**



Benützen Sie die günstige Gelegenheit. Bestellkarten oder Bestelllisten übersenden wir auf Wunsch. Bezeichnen Sie genau, was wir Ihnen liefern dürfen und wir werden Sie sofort richtig bedienen.

Verlag Konkordia AG. Bühl i.B.

Das Haus für den gesamten Schulbedarf

Praktische Lehrbücher für die Schule

Kinderfibel

Von E. Gärtner, Kreisoberschulrat, und E. Gerweck, Schulrat. Mit vielen Bildern von Kunstmalern K. Weiß-Berno. Gebunden RM. 1,60
 „Das ist einmal eine Fibel, wie sie unsere Kleinen haben wollen.“
 Der Alemanne.

Unsere Heimatnatur

Tiere und Pflanzen der Heimat. Von Dr. O. Fehring und H. Wolf. Mit vielen Abbildungen und zwei mehrfarbigen Tafeln.

Heft 1: Frühling und Sommer RM. 1,75
 Heft 2: Herbst, Winter, Vorfrühling RM. 1,20
 Heft 3: Feld und Grünland. Im Druck.

Muttersprache

Übungen im Sprechen und Schreiben. Bearbeitet von Schulrat E. Gerweck.

Ausgabe A

2. Schuljahr RM. 0,25 5. Schuljahr RM. 0,40
 3. Schuljahr RM. 0,30 6. Schuljahr RM. 0,45
 4. Schuljahr RM. 0,35 7. u. 8. Schuljahr RM. 0,65

Ausgabe B

2. Schuljahr RM. 0,25 5. u. 6. Schuljahr RM. 0,65
 3. u. 4. Schulj. RM. 0,60 7. u. 8. Schuljahr RM. 0,65

Das ganze Werk, das für alle Schuljahre der Grund- und Hauptschule vorliegt, wird durch nicht zu großen Umfang, angemessenen Preis und gute Ausstattung den allgemeinen Wünschen gerecht.

Kleine Rechtschreiblehre

Von Ludwig Stern. Ein Lehr- und Nachschlagebüchlein für Volksschüler (Mittel- und Oberklassen). 5. Auflage, 1936. Preis RM. 0,40

*Die Sprachgestalt

Dargestellt an sechs Fabeln von Ludwig Stern. 96 Seiten. Preis RM. 2,50
 Sechs ausführlich behandelte Fabeln verfolgen das Ziel, den Schüler zur verständnisvollen Betrachtung eines Wortkunstwerkes zu befähigen.

*Erblehre und Rassenkunde

Von Hauptlehrer A. Vareth und Rektor A. Vogel. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 mehrfarbigen Tafel von den Verfassern. **3., verbesserte Auflage.** Preis RM. 2,80

Die Reichswaltung des NSDAP. — Begutachtungsstelle — schreibt: „Die Schrift bietet eine wertvolle Zusammenstellung des für die Volksschule notwendigen Stoffes der Vererbungs- und Rassenkunde unter umsichtiger Berücksichtigung seiner methodischen Behandlung in der Volksschule. Sie ist wohlüberdacht und klar gegliedert, fremdwortfrei, lebendig geschrieben und sachlich gediegen. Auch die Schuloerfuchs- und Schülerarbeiten stellen einen wertvollen Beitrag für die Behandlung rassenbiologischer Erkenntnisse in der Volksschule dar. Die nationalsozialistische Grundhaltung ist überall eingehalten. Es stellt eine wertvolle Handreichung für die praktische Arbeit des Volksschullehrers dar.“

Deutsche Sprachlehre

Lehre und Übungen für Lehrer und Schüler. Von L. Stern. 5. bis 8. Schuljahr, 80 S. RM. 1,00

Rechenbuch für die Grund- und Hauptschule

bearbeitet von
 O. Behringer, Schuldirektor i. R., A. Leibiger, Kreisoberschulrat, E. Mayer, Hptl., H. Stöffler, Stadtschulrat.

	Schülerbest.	Lehrerbest.
Für das 1. Schuljahr	RM. 1,—	RM. 2,80
„ „ 2. „	RM. 0,50	RM. 1,20
„ „ 3. „	RM. 0,75	RM. 1,40
„ „ 4. „	RM. 0,60	RM. 1,40
„ „ 5. „	RM. 0,65	RM. 1,50
„ „ 6. „	RM. 0,65	RM. 1,50
„ „ 7. „	RM. 0,85	RM. 1,80
„ „ 8. „	RM. 0,80	RM. 2,20
Unterstufe 3. und 4. Schuljahr	RM. 0,90	RM. 2,50
Mittelstufe 5. und 6. Schuljahr	RM. 1,10	RM. 2,80
Oberstufe 7. und 8. Schuljahr		

Erdkunde

für die deutsche Jugend. Von Dr. H. Treumer.

1. Heft: Südwestdeutschland RM. 0,80
 2. Heft: Süddeutschland RM. 0,80
 3. Heft: Deutschland, ist im Druck. Durch die neuesten geschichtlichen Ereignisse wurde die Fertigstellung des Deutschlandheftes verzögert. Das Heft erscheint im Laufe des Monats Mai und wird dabei auch das Sudetenland, Böhmen, Mähren und Memelland behandeln. Weitere Hefte sind in Vorbereitung.

*Der Naturlehre-Unterricht in der Volksschule

Von Th. Reinsfurth. 4., verbesserte Auflage. Neubearbeitet von Dr.-Ing. E. Linhardt-Reinsfurth und Prof. E. Zirkel. Vorbereitung für den Lehrer an Hand von einfachen Versuchen. 262 S. mit vielen Abbildungen. In Ganzleinen gebunden RM. 6,80

★ Für die Hand des Lehrers bestimmt

Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Verlag: Gauverlag Wapertische Ostmark GmbH, Wapreuth. Druck des Reichsteils: Gauverlag Wapertische Ostmark GmbH, Wapreuth; Druck des Gauteils: Verlag Konkordia AG, Bühl (Baden). Verantwortlich für den Inhalt des Reichsteils: Hauptschriftleiter H. Baumann, Wapreuth; für den Inhalt des Gauteils: Prof. Michel Hubbs, Karlsruhe, Weihenstraße 18b. Erscheinungsweise monatlich zweimal. Einzelpreis RM. —,35; bei vierteljährlichem Bezug durch die Post RM. 1,80 und RM. —,12 Zustellgebühr. Verantwortlich für den Reichsanzeigenteil der Gesamtauflage: Dr. A. S. Luz, Wapreuth; für den Gauanzeigenteil: Direktor W. Weser, Bühl i. B. Gesamtaufl. aller 30 Gauausgaben des „Deutschen Erziehers“: D. A. IV. Wj. 1938 226 496, davon Aufst. der Ausgabe Gau Baden: D. A. IV. Wj. 1938 10 610. Zur Zeit sind für Reichsanzeigenteil und Gauanzeigenteil Preisliste Nr. 1 gültig.